

## Der Freiherr vom Stein als evangelischer Christ<sup>1)</sup>.

Von Erich B o z e n h a r t , Cappenberg bei Lünen.

E. M. Arndt, Steins Weggenosse in Rußland 1812 und im Befreiungskrieg und ein häufiger Besucher auf Cappenberg, erzählt: „Ich habe Stein im Hause und in der Familie nicht beten sehen, wenn man zuweilen in der Frühe in sein Studiolo (!) kam, wo . . . etwa die Bibel, ein Gesangbuch usw. aufgeschlagen lag, flugs machte er es zu und legte es weg. . . . Breites Gespräch über Religion mochte er überhaupt nicht und war gegen Mundchristen leicht ungerecht. Ich meine hier gute, fromme Menschen, die sich eine gewisse Art über Himmelreich und Erlösung zu reden . . . zugelegt hatten.“ Solche Leute habe Stein leicht als Gleisner und Scheinheilige angesehen<sup>2)</sup>.

Wenn Stein, wie wir es Arndt gerne glauben können, so sein religiöses Leben verdeckte, geschah das natürlich nicht aus Menschenfurcht, sondern aus jener seelischen Keuschheit und Verslossenheit, die ihn überhaupt dort auszeichnet, wo die zartesten Regungen des Herzens und der Seele angesprochen werden. Das Verständnis seiner Natur wird dadurch nicht gerade erleichtert, insbesondere aber erschwert uns sein menschlich so

---

<sup>1)</sup> Neben den Spezialuntersuchungen von Walther Schneider, Die religiösen Anschauungen des Frh. v. Stein (Nassauische Annalen 1928), Herb. Hafter, Der Frh. v. Stein in seinem Verhältnis zu Religion u. Kirche (1932), Volkmar Lüber, Frh. v. Stein, Staatsmann u. Christ (1933), H. v. Arnim, Stein als christl. Staatsmann (1950) sind noch die einschlägigen Kapitel der Steinbiographien von Max Lehmann (1902 ff.), u. Gerh. Ritter (1931), sowie Georg Koch, Der Frh. v. Stein. Von Volk, Staat und Bildung (1931), außerdem Franz Schnabels „Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert“ Bd. 4 (1937) herangezogen worden. In erster Linie stützt sich die Arbeit jedoch auf Steins eigene Aussagen, die nach meiner Publikation, Freiherr vom Stein, Briefe, Denkschriften, Aufzeichnungen, Bd. 1—7 (1931—1937) zitiert werden.

<sup>2)</sup> E. M. Arndt, Meine Wanderungen und Wandelungen mit dem Freiherrn von (!) Stein (1858), S. 290.

verständliches und sympathisches Verhalten den Einblick in seine religiöse Entwicklung. Es fehlt uns denn auch für seine Jugend- und Mannesjahre an ausreichenden Zeugnissen, sie aufzuhellen und zu verfolgen. Religiöse Fragen werden in der Korrespondenz dieser Jahre nicht angeschnitten, religiöse Töne klingen kaum einmal an, Freunde, die uns etwa Auskunft geben könnten, sind selten.

Doch sind wir wenigstens in der Lage, über die religiöse Herkunft Steins, den Glauben seines Elternhauses einiges zu erfahren, was für seine gesamte Lebensentwicklung wichtig geworden ist.

Die Steins sind eine seit dem 16. Jahrhundert protestantische Familie, die im 30jährigen Kriege ihres Glaubens wegen vertrieben waren und seitdem gut protestantisch geblieben sind. Von besonderer Bedeutung für den Werdegang des letzten und größten Sohnes des Hauses war seine Mutter, Henriette Caroline, eine gescheite, geistig bewegliche, vielseitig gebildete, aber auch eine herzensfromme Frau, die 1772 Lavater und Goethe in Nassau besuchten und von der Stein dankerfüllten Herzens sagte, sie sei eines der edelsten und religiösesten Weiber gewesen und jede Abweichung von ihrem segensreichen Beispiel sei für ihn ein Schritt zum Verderben und eine Quelle bitterer Reue geworden.<sup>3)</sup> „Dank meinen frommen Eltern“, schreibt er noch 1819, „und besonders meiner vortrefflichen Mutter... ward mir frühe Liebe und Achtung für die Lehre und das Leben des Heilands eingeflößt, haben gleich Leidenschaften, Zerstreuungen, Überladung von Geschäften diese Gesinnungen öfter verdunkelt, bisweilen vergessen machen, so blieb ihr Keim, nie ward er durch Verachtung und Spott unterdrückt und entwickelte sich wieder im Leiden und in den trüben Stunden, die den Abend meines Lebens begleiteten.“<sup>4)</sup>

In diesem aufschlussreichen Selbstbekenntnis sind zugleich wohl auch zutreffend die Phasen der eigenen religiösen Entwicklung umschrieben.

<sup>3)</sup> Stein I. S. 199 (1792).

<sup>4)</sup> Stein VI. S. 593 f.

Wie war nun diese Religiosität der Mutter? Es war nicht das streitbare orthodoxe Luthertum, sondern das friedfertige, aber auch für neue Strömungen aufgeschlossene Luthertum der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts<sup>5)</sup>, und Frau vom Stein verkörperte es nicht in der Form etwa sentimentaler Verweichlichung und rationalistischer Auflösung, sondern in einem ernsten, bibelfrommen Sinne. Es laufen Fäden von Steins Elternhaus hinüber zur Erweckungsbewegung des Emkendorfer Kreises des Grafen Reventlow, auch zu den Herrnhutern, zu August Hermann Franckes freilich schon nicht mehr auf voller Höhe stehendem Halleschem Pädagogium, dem Steins ältester Bruder eine Zeitlang zur Erziehung anvertraut war, allerdings ohne nachhaltige Wirkung. Frau vom Stein fühlte sich insbesondere hingezogen zu der Vermittlungstheologie des Helmstädter Theologen Mosheim, dessen Predigten und Sittenlehre sie dem Minister von Heinitz empfahl, der, ebenfalls ein fromm gläubiger Mann, ja bald Steins Lehrer und Vorgesetzter im Bergfach werden sollte. Der rationale Zug, der durch diese Religiosität geht, hatte sein Gutes insofern, als er ihr jene erdhafte Nüchternheit und Sachlichkeit bewahrte, die schwärmerische Tendenzen fernhielt, ohne einer inneren Vertiefung im Wege zu sein. Überhaupt war dieses Christentum bei Mutter und Sohn mehr erlebt und erfahren als philosophisch und theologisch durchdacht, es war ein einfaches, lebensnahes, durchaus praktisches Christentum, das einmal in einem Brief der Frau vom Stein an Lavater einen Ausdruck gefunden hat, den auch ihr Sohn noch hätte gebrauchen können: „Exempel und tätiges Christentum sind die besten Waffen, die Lehre Jesu zu verteidigen.“<sup>6)</sup>

Dies also war die religiöse Atmosphäre, in der Stein aufwuchs und die ihn dann sehr jung schon ins Leben entließ. Denn 16jährig bezog er 1777 die Universität Göttingen und trat damit in die entscheidenden Jahre der eigenen Entwicklung ein. Und

---

<sup>5)</sup> Lehmann, Stein I. S. 14.

<sup>6)</sup> S. A. Stern, Die Mutter des Frh. v. Stein u. Lavater. HZ. 93, S. 1904.

gerade über sie wissen wir nun von unserer Fragestellung her am allerwenigsten. Die Briefe der Mutter aus jener Zeit enthalten nichts zu diesem Thema, die seines Erziehers Salzmann beschuldigen ihn gelegentlich fatalistischer und materialistischer Äußerungen<sup>7)</sup>, doch möchte man annehmen, daß es sich dabei um die Abwehr seelischer Zudringlichkeiten eines Mannes handelt, den Stein als gefühlseligen Schwächer empfand und der ihm wenig oder nichts bedeutete. Das also wird man nicht überschätzen dürfen. Andererseits ist sicher, daß wir ausgesprochen religiöse Freundschaften und Bindungen nicht haben. Steins eigentliche Universitätsfreunde, die Hannoveraner Rehberg und Brandes, waren Rationalisten im Geiste des sich entfaltenden deutschen Idealismus, insbesondere war Rehberg ein ausgesprochener Verehrer Kants<sup>8)</sup>. Es ist jener eigentümlich deutsche, von der französischen Aufklärung und ihren Ausstrahlungen, wie sie etwa noch den Hof Friedrichs beherrschte, sehr zu unterscheidende Rationalismus, der einerseits in Kants und Schillers Idealismus gipfelt, andererseits in Männern wie J. Möser eine ganz eigenartige, nicht staatszersezende, sondern konservative, entwicklungsfähige Staatsauffassung hervorgebracht hat, die so gleich auch den jungen Stein in ihren Bann schlug.

So verstärkt sich in diesen Studienjahren das schon im Elternhaus zutage tretende rationale Element in Steins Denken, es wird jedoch wegen seiner Verschiedenheit von den auflösenden Elementen der westlichen, insbesondere der französischen Aufklärung, die religiösen Grundlagen, die Lehre und Beispiel der Eltern gelegt hatten, nicht nachhaltig angreifen oder zersezzen.

Mit jener französischen Aufklärung allerdings kam Stein schon jetzt in einen für seine ganze Lebensrichtung entscheidenden Konflikt. Es sind ja diese Göttinger, dann die anschließenden Berliner und die ersten westfälischen Jahre, zugleich die Jahre der Auseinandersetzung mit den im Westen zur französischen Revolution hineintreibenden Strömungen und dann mit der Revolution selbst. Im Gegensatz dazu - und diese Dinge sind für

---

<sup>7)</sup> Stein I. S. 5 f.

<sup>8)</sup> Vgl. E. Weniger, Rehberg u. Stein.

Seine und unsere politische Entwicklung von allergrößter Bedeutung geworden - im Gegensatz zu den Ideen von 1789 baut Stein sich seine politische Welt<sup>9)</sup>. Hier entfaltet sich, zunächst vom Politischen, von Steins sich formender historisch=organischer Staatsauffassung her ein lebensbeherrschender Widerstreit, der nicht ohne nachhaltige Wirkungen bis ins Religiöse hinein bleiben konnte, und der auch hier die schon bestehenden Gegensätze immer weiter aufriß, bis schließlich im Religiösen noch mehr als im Politischen die Kluft zwischen den beiden Welten in ihrer ganzen Tiefe und unüberbrückbaren Breite sichtbar wurde.

Diesen allgemeinen Tendenzen in Steins Entwicklung gegenüber treten Einzelzüge wie etwa seine Zugehörigkeit zur Freimaurerloge in Weßlar (1777) als untergeordnet zurück, zumal da diese Logen vielfach nicht viel anderes waren als die gesellschaftlichen Treffpunkte der besseren Herrschaften, die in so abgelegenen Orten keine andere Form der Geselligkeit fanden. Jedenfalls hören wir später und insbesondere auch in den wichtigsten Lebenslagen und an den wichtigsten Lebensstationen Steins nichts mehr von einer Verbindung mit der Freimaurerei. Wo er sich gelegentlich noch über sie äußert, geschieht es eher ironisierend und absprechend als anerkennend<sup>10)</sup>. Entscheidenden Einfluß auf Steins Denkart hat die Loge nicht gehabt, und eine Verwandtschaft Steinschen Denkens mit dem Gedankengut der Freimaurer wird man nur in sehr allgemeinen und unverbindlichen Parallelen konstruieren können.

Doch bleiben, auch das ist nicht zu verkennen, ausgesprochen religiöse Züge und Regungen dem jungen, nun ins praktische Leben tretenden Stein zunächst noch fremd. Ja, es klingt eher nach Abwehr und Ausweichen in die rationalistische Ethik, wenn er 1785 seiner Schwester Marianne schreibt, sein Ziel sei es, seine Pflicht zu tun, seine Ausbildung zu vervollständigen, das

---

<sup>9)</sup> S. Bohrenhart, Die Staats- und Reformideen des Frh. vom Stein. 1924. — Ritter, Die Staatsanschauung des Frh. v. Stein, ihr Wesen u. ihre Wurzeln. 1927.

<sup>10)</sup> Stein IV. S. 51 (1812). Spätere Äußerungen liegen nicht mehr vor.

übrige aber wolle er getrost der Vorsehung überlassen<sup>11)</sup>, oder wenn er seiner Seelenfreundin, der Frau v. Berg, gegenüber äußert: „Tätig und duldsam bleiben, dies ist wohl das beste und vollkommenste Resultat alles Strebens nach Entwicklung und Ausbildung<sup>12)</sup>. Toleranz und Duldsamkeit, das predigte er sich selbst immer wieder in diesen Jahren im Kampf gegen die ihm wohlbekannte Heftigkeit des eigenen Temperaments, aber bezeichnend ist es, daß er dabei nicht die Bibel zitiert, sondern Herders „Ideen zur Geschichte der Menschheit“, - „ein Buch, das viele tröstliche Wahrheiten enthält und aufrichtend“<sup>13)</sup>.

So überwiegt in diesen frühen Jahren zweifellos noch das rationale das religiöse Element, ohne es auszuschalten, und es sind doch wohl jene Lehrjahre am Berg- und Hüttendepartement im Berlin der ausgehenden Epoche Friedrichs d. Gr. und die ersten Zeiten seiner Tätigkeit in Westfalen, in denen nach den Äußerungen der Autobiographie „Leidenschaften, Zerstreungen und Überladung von Geschäften“ Steins religiöse Gesinnung „öfter verdunkelt, bisweilen vergessen machten“.

Allerdings wird man sich dann auch wieder fragen müssen, ob wir in den zitierten Äußerungen auch den ganzen Stein vor uns haben, denn aus den eingangs erwähnten Gründen kann man mit dem argumentum ex silentio nicht vorsichtig genug sein. Jedenfalls fällt in einer etwas späteren Epoche jener westfälischen Zeit, in der wir sonst auch noch recht wenig von Steins religiösem Leben hören, ein Schlaglicht in jenen wenig erhellten Raum durch die Erzählung Friedrich Ruhlemann Eylerts, des damaligen Predigers an der reformierten Gemeinde in Hamm und späteren Bischofs und Oberhofpredigers in Potsdam, der uns berichtet, daß Stein im Gegensatz zu den Mitgliedern der Kriegs- und Domänenkammer in Hamm regelmäßig den Gottesdienst besuchte und sich oft mit ihm über religiöse Fragen unterhielt. Eylert aber war nun durchaus ein Mann, die vom Elternhaus her vorgezeichnete Richtung des christlichen

<sup>11)</sup> Stein I. S. 119.

<sup>12)</sup> Ebd. S. 123.

<sup>13)</sup> Ebd. S. 123.

Denkens in Stein zu fördern und zu vertiefen. Auch für Eylert ist Christentum vor allem praktisches Christentum, er sieht wie Stein den Hauptzweck des Lebens in christlicher Ausbildung und Veredelung und verlangt eine entsprechende Betätigung dieses praktischen Christentums nicht nur im Privaten, sondern auch im Öffentlichen. „Der Mensch“, das war Eylerts Ansicht, „kann seine doppelte Bestimmung als Mitglied der bürgerlichen Verfassung und als Christ nie voneinander trennen“, und „christlicher Geist“, so meint er, „könne nirgends reiner betätigt werden als durch Anstrengung aller geistigen und sittlichen Kräfte in gemeinnütziger Tätigkeit.“ Es sind, wenn wir den Einfluß Eylerts auf Steins Entwicklung auch nicht überschätzen wollen, doch zumindest wichtige Anregungen und Bestätigungen eigener Gedanken<sup>14</sup>).

Aber auch noch in anderer Hinsicht sind diese westfälischen Jahre für Steins Entwicklung wichtig geworden. Sie vermitteln ihm die ersten Berührungen mit dem noch weitgehend selbständigen und selbsttätigen Gemeindeleben der westfälisch-märkischen Synodalverfassung, die für den Reformier und seine kirchenpolitischen Pläne von Bedeutung werden sollten und mit der Stein dann am Ende seines Daseins auch in enge persönliche Verbindung trat.

Für den Protestanten Stein wurde diese Epoche seines Lebens dann noch dadurch bedeutsam, daß sie ihn erstmals mit dem Katholizismus in amtliche Verbindung brachte, insbesondere seitdem er als Oberpräsident die Eingliederung des Münsterlandes in den preußischen Staat zu vollziehen hatte<sup>15</sup>). Wir erhalten damit seine ersten Äußerungen über den Katholizismus überhaupt. Sie sind bestimmt durch eine kompromißlos prote-

---

<sup>14</sup>) Vgl. über Steins Begegnungen mit Eylert in Hamm die für Steins Wesen u. Charakter so außerordentlich aufschlußreiche Erzählung Eylerts in seinen „Charakterzügen aus dem Leben König Friedrich Wilhelms II., Wilhelms III.“ Bd. II, Abtlg. 2, S. 264 ff., die wir als Exkurs abdrucken.

<sup>15</sup>) Vgl. dazu auch Wilmans, Der Feh. v. Stein und die Organisation der Erbfürstentümer Münster u. Paderborn (Zs. f. Preuß. Landesgeschichte 1873), außerdem: Der Raum Westfalen, hrsg. von Aubin u. a. II. S. 104 ff.

stantische Einstellung, die aber frei ist von Enge und Einseitigkeit, wenn ihm auch im Arger gelegentlich absprechende Bemerkungen über einzelne Züge des katholischen Kirchenwesens unterliefen. Auch hier wirkte zweifellos der Einfluß des Elternhauses nach. Denn in Nassau war man ja in dauernder Berührung mit den katholischen Standesgenossen am Rhein, vor allem am Mainzer und Trierer Hofe, gewesen; konfessionelle Engstirnigkeit konnte hier gar nicht aufkommen<sup>16</sup>). Toleranz nicht aus Gleichgültigkeit, sondern aus weltoffener, aber fester eigener Überzeugung wird lebenslang auch die eigenen religiösen Auffassungen Steins auszeichnen. So hat es auch der Protestant Stein der „weisen menschenfreundlichen Verwaltung“ des Generalvikars von Fürstenberg nicht als ihr geringstes Verdienst angerechnet, daß man im Münsterlande mehr Menschen von „frommen, andächtigen Gefühlen“ finde als anderswo, er erhalte seinen Mitbürgern „den Besitz eines unschätzbaren Kleinods, dessen Verlust alle unsere Philosophismen nicht ersetzen“<sup>17</sup>).

In demselben Geist vorurteilsfreier Anerkennung eines anderen christlichen Bekenntnisses hat er dann auch den Grafen von Stolberg in Schutz genommen, als ihn seine alten Freunde wegen seines Übertritts zum Katholizismus befehdeten. Stein fand ihr Verhalten brutal, einseitig und hart: „Sie, die mit Menschen von allen Farben und allen Meinungen und allen Kopfkrankheiten leben, warum erlauben Sie Stolberg nicht, seiner Überzeugung gemäß zu leben? Er glaubt, in der katholischen Religion Ruhe und Bestimmtheit zu finden, er findet in ihr das reine und ursprüngliche Christentum, warum ihn beschimpfen und verfolgen?“<sup>18</sup>)

Freilich konnte er dann gelegentlich wieder heftig aufbrausen über die Proselytenmacherei des Gallizinschen Kreises<sup>19</sup>), die

<sup>16</sup>) Vgl. dazu auch Bach, Das Elternhaus des Frh. vom Stein (Rhein. Neujahrsblätter VI. Heft. 1927).

<sup>17</sup>) Stein I. S. 125. Steins Wertschätzung Fürstenbergs hielt allerdings nicht lange vor, sehr bald schon nennt er ihn (wiederholt) „magni nominis umbra“ und warnt vor seinem „Fanatismus“.

<sup>18</sup>) Stein I. S. 387.

<sup>19</sup>) Ebd. S. 417 f., 422.

Klöster für Sitze des Aberglaubens oder eines dumpfen Hinbrütens erklären<sup>20)</sup>. Manches davon wird man aus momentanem Arger und der bekannten Heftigkeit seines Temperamentes herleiten dürfen. Eine gewisse Abneigung gegen das Klosterleben bleibt immer bei ihm spürbar, wenn er auch im Alter mit großer Achtung von der Tätigkeit einzelner katholischer Ordensgesellschaften gesprochen hat.<sup>21)</sup>

Jedenfalls aber ermöglichten es ihm seine religiösen Überzeugungen, die Politik der Säkularisationen in den Jahren 1802 und 1803 mitzumachen, wenn er auch im einzelnen eine mildere Durchführung gewünscht hätte. Schon damals erschien es ihm als eine Pflicht des Staates, mindestens einen Teil des so erworbenen Kirchenguts geistigen oder geistlichen Zwecken zuzuführen, es für die Ausstattung etwa der Universität Münster, die bessere Dotierung von Schulen und Pfarrstellen und milden Stiftungen zu verwenden. - Das: „Plündern konnten wir die Kirche, aber nichts zu ihrer Veredelung tun“<sup>22)</sup> der späteren Jahre klingt hier bereits an.

In diesem Zusammenhang darf auch erwähnt werden, daß Stein sich damals zuerst mit dem Schicksal der ältesten, allerdings stark heruntergekommenen Prämonstratenserabtei Cappenberg zu befassen hatte, die 1802 ebenfalls aufgehoben wurde, und die er dann später vom preußischen Staate erwarb, um hier seinen Alterssitz aufzuschlagen. Damals (1816) hat Stein für die Fortführung des katholischen Gottesdienstes und damit auch für die Erhaltung des aus dem Jahre 1126 stammenden Bauwerks gesorgt, das ohne seine verständnisvolle Haltung leicht als Kirche hätte aufgegeben werden und verfallen können. Noch heute bewahrt deswegen dieses katholische Gotteshaus die Totentafel des Protestantens Stein zum ehrenden Andenken auf.

Sehr bezeichnend für Steins konfessionelle Haltung ist auch die Freundschaft, die sich während seiner Amtstätigkeit in Münster zwischen ihm und dem damaligen Domdechanten von Spiegel,

<sup>20)</sup> Ebd. S. 420.

<sup>21)</sup> S. unten.

<sup>22)</sup> Stein V. S. 480 (1818).

dem späteren Erzbischof von Köln, entspann. Spiegel, aus wesentlich weicherem Holz geschnitzt als Stein, war ihm doch darin geistesverwandt, daß auch er bei aller Festigkeit seiner religiösen Überzeugungen eher ein Mann des Ausgleichs als der Verschärfung der religiösen Unterschiede war, und so haben beide Männer in einer immer enger werdenden geistigen Freundschaft sich bis zu Steins Lebensende in ausgedehntem Briefwechsel und in mündlicher Unterhaltung oft über die konfessionellen Fragen der Zeit ausgesprochen. Stein sah eben, über alle Gegensätze hinweg, je länger je mehr im katholischen Christentum einen Bundesgenossen im Kampf gegen den gemeinsamen Feind, den achristlichen und antichristlichen Rationalismus, und das Verbindende war ihm daher wichtiger als das Trennende. Von allen kryptokatholischen Neigungen hielt er sich damals in Münster wie auch späterhin frei, ja er konnte trotz allem wieder recht heftig werden, wenn er in seinem protestantischen Selbstgefühl getroffen wurde. Das tritt sehr deutlich zutage in dem gereizten Brief, den er Fürstenberg schrieb, als dieser sich weigerte, die Altargeräte der Schloßkapelle für den protestantischen Gottesdienst herauszugeben. Er könne, so schrieb Stein dem Generalvikar, als Protestant soviel Rücksicht für seinen Glauben erwarten, „daß sie nicht von mir die Anerkennung fordern, daß diese Gefäße durch Anwendung zu unserer Kommunion entweiht werden, und ich gestehe, ich finde eine solche Zumutung so unbillig als kränkend“<sup>23</sup>). Überhaupt verdankt die protestantische Kirchengemeinde Münster ihr Dasein der Fürsorge Steins, der einen Antrag Blüchers, des kommandierenden Generals, zur Errichtung einer evangelischen Militärgemeinde aufgriff und bei diesem Anlaß für die Errichtung einer alle Protestanten umfassenden Kirchengemeinde eintrat und zugleich ihre vermögensrechtliche Lage sicherte<sup>24</sup>).

Aufs Ganze gesehen tritt in jenen letzten westfälischen Amtsfahren doch die protestantische Grundlage im Dasein Steins stärker als früher heraus, wenn auch sein religiöses Empfinden,

<sup>23</sup>) u. <sup>24</sup>) S. Burgbacher, Die Gründung und der Ausbau der ev. Gemeinde in Münster, S. 5 f. Jb. d. Vereins f. westf. Kirchengeschichte 1931.

soweit wir uns auf seine Selbstzeugnisse verlassen können, noch nicht die Mächtigkeit und innere Wärme hat, die seine späteren Äußerungen bezeugen. Doch wird man immer wieder zu bedenken haben, daß diese Selbstzeugnisse Steins Religiosität vielleicht nur teilweise erkennen lassen. Wie überall in seinem Leben wird man auch hier sagen dürfen, daß vieles von dem vorhanden war, was erst die großen Krisen und Entscheidungen seines Lebens voll heraustreten lassen, was insbesondere dann auch in seiner letzten, der zweiten westfälischen Lebensperiode sich endgültig entfaltet. Der Mann, der uns in jenen westfälischen Jahren nun aber bereits als deutlich und scharf umrissene, ganz klare und kompromißlose sittliche Persönlichkeit entgegentritt, steht in dieser seiner Haltung auf protestantisch=christlicher und nicht auf idealistisch=rationalistischer Grundlage. Denn diese Jahre sind zweifellos auch die Zeit einer im Stillen fortgehenden, nach außen wenig hervortretenden Auseinandersetzung mit dem Rationalismus überhaupt, dessen „Philosophismen“, wie wir ihn haben sagen hören, die religiösen Werte nicht ersetzen können.

Zunächst führt ihn ja nun sein Weg aus Westfalen heraus ins Zentrum der Staatsverwaltung nach Berlin (1804) und hier bald vor die gewaltigen Aufgaben, die seinen geschichtlichen Namen als den des größten inneren deutschen Staatsmanns begründen: Staatserneuerung und Kampf um die deutsche Freiheit und Einheit. Auch sie haben den Protestanten Stein vor eine Reihe schwerer und auch uns zum Teil heute wieder bewegender Fragen gestellt. In den Kämpfen und Katastrophen, in die er nun hineinsteuert, vertieft sich sein religiöses Bewußtsein ganz bedeutend, und es kann und muß nun hier die Frage aufgeworfen werden, inwiefern Steins Reformwerk, die Erneuerung des Staates aus einem neuen Ethos heraus, nicht überhaupt als Ausdruck protestantischer Haltung zu betrachten ist.

Lassen wir sie, um jeden Verdacht der Parteilichkeit auszuschließen, durch den wohl bedeutendsten Vertreter der modernen katholischen Historiographie für die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts beantworten. „Die neue protestantische Religiosität ist zur Tat gelangt durch die preussische Reformzeit und die Befreiungs-

kriege ... Der Charakter dieser preußischen Zeit wurde geprägt von den gläubigen Protestanten ... Entscheidend war, daß der Führer der Reformen ein gläubiger Christ gewesen ist und seine Aufgabe nie anders als im Geiste des Christentums aufgefaßt hat: in dem Freiherrn vom Stein hat sich mehr noch als in irgend einer anderen Gestalt der deutschen Geschichte der evangelische lutherische Staatsmann verwirklicht<sup>25)</sup>."

Sehen wir zunächst einmal nur auf den Kernpunkt der Steinschen Staatserneuerung, die Belebung des politisch-staatlichen Denkens, die Heranbildung einer neuen Staatsgesinnung auf dem Wege der Selbstverwaltung, so ist es doch schwerlich ein Zufall, daß der erste große Vertreter des Selbstverwaltungsgedankens auf deutschem Boden ein Protestant gewesen ist und wesentliche Anregungen wie für sein ganzes politisches Denken, so auch hier, aus England bezogen hat. In Steins Appell an die selbstverantwortliche Mitarbeit des Bürgers am Staate, in seinem Hinweis auf das eigene Gewissen als letzter Richtschnur und Instanz der Entscheidung, in seinem Vertrauen auf die schöpferischen Kräfte des Menschen überhaupt im Gegensatz zum prinzipiellen Mißtrauen des *ancien régime* in Preußen gegen seine Untertanen - in alledem wird man ein Wiederaufleben und eine Fortbildung des Lutherischen im Gebiet des Politischen sehen dürfen - unbewußt sicherlich für Stein selbst, aber gerade deshalb um so überzeugender im Wirken aus verborgenen Tiefen. Denn sowohl Friedrich Wilhelm I. wie Friedrich d. Gr., der Calvinist wie der rationalistische Skeptiker, der „Amtmann Gottes“ wie der „erste Diener des Staates“, sie beide mißtrauten dem Menschen, weil er dem Einen ein Teil der „*massa perditionis*“, dem Andern ein Glied einer „*méchante race*“ war. Beide hielten sich deswegen für berechtigt und verpflichtet, stellvertretend für ihr Volk zu handeln und sein Leben bis ins einzelste zu überwachen, zu leiten und zu reglementieren. Stein dagegen glaubte an einen guten Kern der Menschennatur, von Gott ihr eingegeben und zur Entwicklung bestimmt nicht zuletzt

---

<sup>25)</sup> Schnabel, Deutsche Geschichte im 19. Jahrh. IV. S. 309.

auch durch Arbeit an einem größeren Ganzen und für ein größeres Ganzes.

Doch blieb Stein in seinem christlichen Denken bewahrt vor dem naiven Glauben der Aufklärung an den „guten Menschen“, wie ihn Rousseau verkündet hatte, oder vor dem blinden Vertrauen auf die alles regulierenden Kräfte der menschlichen Vernunft, wie sie der neuen optimistischen Lebens- und Wirtschaftsauffassung eines A. Smith zu Grunde lag. Er erkannte frühzeitig - und hierin war er ein Schüler Justus Mössers -, daß die so begründete schrankenlose individualistische Freiheit den Menschen nicht nur zahlreicher innerer und äußerer Stützen beraube, sondern ihn auch viel wehrloser dem Staat gegenüber mache, als der Freiheitsrausch des ausgehenden 18. Jahrhunderts es zu erkennen vermochte.

Von diesen Erkenntnissen her hat Stein dem Menschen, den er zwar von der bürokratischen Staatsaufsicht befreien wollte, doch wieder im Rahmen überkommener ständisch-korporativer Ordnungen einen inneren und äußeren Halt geben wollen, der an die Stelle des staatlichen Zwanges treten sollte. Die so zur Verantwortung in der Gemeinschaft und für die Gemeinschaft vorgebildeten Menschen und Gruppen aber wollte er durch die Selbstverwaltung an den Staat heranziehen und politisch weiter heben. Freiheit und Verantwortung entsprechen sich also wie im lutherischen so auch im steinschen Denken, wie ja überhaupt Steins Vorstellung vom Wesen und von den Aufgaben ständisch-korporativer Mitarbeit im Staat hinter das 18. Jahrhundert ins 17. und 16. Jahrhundert zurückgreift.

Aber soviel Stein von dieser Selbstverwaltung und von seinen Verfassungsplänen für die politisch-sittliche Hebung des Volkes erwartete, so bleibt er auch darin vom Rationalismus geschieden, daß er niemals im Sinne der westlichen Aufklärer und Staatskonstruktoren an die „Perfektibilität des Menschengeschlechts“ noch an die Möglichkeit geglaubt hat, das goldene Zeitalter auf politischen Wegen herbeizuführen, sondern daß er sich immer die Schranken vor Augen hielt, die auch seinem Werk durch menschliche Sündhaftigkeit und Unvollkommenheit gezogen

waren. Er wußte, daß alle sittlichen und politischen Ansätze, die es enthielt, nur fruchtbar werden konnten, wenn das ganze Gebäude der Staatserneuerung auf noch tieferen, wenn es auf religiösen Grundlagen stand. Die Voraussetzung für den politisch denkenden und verantwortlichen Menschen ist ihm der religiös denkende und verantwortliche Mensch.

Aus solchen Gründen hat dann auch das sogen. „Politische Testament“, das Stein bei seinem Sturze im November 1808 hinterließ, die Wiederbelebung nicht nur der Gefühle für Vaterland und Nationalehre, sondern vor allem auch des religiösen Sinns den Nachfolgern als eine der wesentlichsten noch zu leistenden Aufgaben der Staatsreform ans Herz gelegt.

„Damit aber alle begonnenen Einrichtungen ihren Zweck, die innere Entwicklung des Volkes, vollständig erreichen und Treue und Glauben, Liebe zum König und Vaterland in der Tat gedeihen, so muß der religiöse Sinn des Volkes neu belebt werden. Vorschriften und Anordnungen allein können dies nicht bewirken. Doch liegt es der Regierung ob, diese wichtige Angelegenheit zu beherzigen, durch Entfernung unwürdiger Geistlicher, Abwehrung leichtsinniger, unwissender Candidaten und Verbesserung der theologischen Vorbereitungsanstalten die Würde des geistlichen Standes wiederherzustellen, auch durch angemessene Einrichtung der Pfarrabgaben und Vorsorge für eine anständige Feierlichkeit des Gottesdienstes die Anhänglichkeit an die kirchlichen Anstalten zu befördern“<sup>26)</sup>.

Spürt man in diesen staatskirchlich gefärbten Formulierungen noch deutlich den etatistischen Beamtenrationalismus ihres eigentlichen Verfassers, des Kantianers Theodor von Schön, so sprechen Steins wahre Ansichten und Absichten sich vielleicht noch deutlicher aus in dem Proklamationsentwurf, den etwa gleichzeitig der ihm geistig so viel näher stehende Joh. Wilh. Cüvern, einer der bedeutendsten Reformatoren unseres Schulwesens, vorbereitete und den Stein selbst noch korrigierte.

„Kein Zweig der Staatsverfassung und Verwaltung ist“, so heißt es da, „dem nicht wichtige Verbesserungen bevorstehen. Um

<sup>26)</sup> Stein II. S. 585.

aber zu verhüten, daß Ihr über dem Zeitlichen das Ewige nicht aus den Augen verliert, wird mein besonderes Augenmerk sein die Religion und ihre Übung. Damit dieser innerste Lebensquell, aus welchem Kraft zu allen Menschen- und Bürgerpflichten entspringt, nie in Euch versiege, wird man sorgsam wachen über die Heiligkeit des Gottesdienstes, gleichwie über des Standes Reinigkeit und Ansträfllichkeit und sein Ansehen und seine Würde...<sup>27)</sup>.

Man sieht, wie sich aus der Vertiefung der Reform bis ins Religiöse hinein sofort die Überwindung des bisherigen staatlichen Indifferentismus, damit aber auch das Problem einer Neufundierung der kirchlich-staatlichen Beziehungen ergibt. Damit ist zugleich die Frage nach dem Verhältnis von Staat und Kirche im Staatsdenken Steins gestellt.

Kein Zweifel, daß er eine hohe Auffassung vom Staate, seinen Rechten und Aufgaben und seiner Würde hatte, es wäre grundfalsch, in dem Schöpfer der deutschen Selbstverwaltung einen Staatsverächter zu sehen. Aber auch das ist sicher, daß der Staat und staatliche Interessen ihm keine Höchstwerte darstellten. Den Staat als reinen Machtstaat, wie er ihm etwa im napoleonischen Frankreich gegenübertrat, hat er - nicht nur aus patriotischen Motiven - abgelehnt. Aber auch dem preussischen Staate wurde es bitter angerechnet, daß er 1795 beim Baseler Frieden nur aus machtstaatlichen Interessen, ohne Rücksicht auf höhere, allgemeinere Zwecke handelte.<sup>28)</sup>

Wirtschaftspolitische oder bevölkerungspolitische Maßstäbe im Sinne der damaligen volkswirtschaftlichen Theorien ließ Stein ebensowenig als oberste Richtschnur staatlichen Handelns gelten. Ihm war der Staat, wie er es mehr als einmal ausgedrückt hat, kein landwirtschaftlicher und Fabrikenverein, sein Zweck nicht die möglichste Produktion von Gütern und Reichtümern, sondern die religiös-sittliche, geistige und körperliche Entwicklung seiner Menschen<sup>29)</sup>. Deswegen hat er dem rein utilitaristischen Denken der

<sup>27)</sup> Ebd. S. 554.

<sup>28)</sup> Stein I. S. 256, 260. — III. S. 664. u. 6.

<sup>29)</sup> Stein V. S. 621. — VI. S. 44, 340.

Zeit gegenüber auch stets die Korporationen, die Zünfte und Innungen und den moralischen Wert dieser genossenschaftlichen Zusammenschlüsse verteidigt. Er sah in der Welt des heraufkommenden Industrialismus und Kapitalismus eben noch andere und wesentlichere Werte als Machtgeld und Geldmacht, Werte, die ihm ebenfalls mit einer christlichen Lebensordnung des Staates standen und fielen. - Und ebenso schien ihm das Zusammenleben der Nationen in einer großen, auf ihre geschichtlichen Kräfte, Werte und Leistungen gegründeten Völkerfamilie, deren Zerstörung er der Revolution und Napoleon immer wieder vorwarf, und die Wiederherstellung dieses europäischen Zusammenlebens ebenfalls nicht möglich rein vom machtsstaatlichen, nur politisch bestimmten Denken her, sondern ebenfalls nur unter der Herrschaft des christlichen Sittengesetzes, in dem er eine bessere Garantie für dieses Zusammenleben in Gegenwart und Zukunft sah, „als in den Lehren der Grotiusse und der übrigen Coryphäen des Völkerrechts“<sup>30)</sup>.

So stehen also die innerpolitischen Aufgaben des Staates und die außenpolitischen unter dem Primat des christlichen Sittengesetzes. Daraus ergibt sich für Stein eine unlösbare Verbindung von Kirche und Staat in dem doppelten Sinne, daß die Kirche an den Aufgaben des Staates teil hat, und daß der Staat wiederum nicht außerhalb der Kirche und ihrer christlichen Lehre stehen kann und handeln darf. Der Staat hat also die Aufgabe, christlicher Staat zu sein und der Staatsmann die Aufgabe, christlicher Staatsmann zu sein, wenn auch Stein sehr wohl wußte, daß beide damit vor ein Ideal gestellt waren, dem sie niemals völlig würden entsprechen können, genau so wie er wußte, daß die Kirche ebenfalls von ihrem hohen Wege abweichen konnte und abgewichen war.

Deswegen ist auch dem christlichen Staat und dem christlichen Staatsmann das Recht gegeben, über die Reinheit der Kirche und ihrer Lehre zu wachen und notfalls in das kirchliche Leben einzugreifen, und es wird sich noch zeigen, daß Stein dieses

---

<sup>30)</sup> Stein VI. S. 93.

Aufsichtsrecht unter Umständen recht kräftig gehandhabt wissen wollte. Umgekehrt wieder ist es Aufgabe der Kirche, das Gewissen des Staates zu sein, ihm aber auch, solange er auf rechten Wegen war, Würde und Weihe zu geben in den Augen seiner Bürger und sich in seinen großen Lebenskrisen und bei der Bewältigung seiner großen Lebensaufgaben zu ihm zu stellen und sich zu ihm zu bekennen. Zu einer Dienerin des Staates wollte Stein die Kirche gewiß nicht herabwürdigen, dazu hatte er eine viel zu hohe Vorstellung von ihrer Autonomie und göttlichen Würde, aber unter die christlichen Liebespflichten rechnet er auch „die Liebe zum leidenden Vaterlande“<sup>31)</sup>.

Staat und Kirche sollten eben nicht beziehungslos nebeneinander stehen, sie sollten füreinander stehen. Aus diesem Geiste hat Stein auch der Städteordnung die Bestimmung eingefügt, daß der Wahl zum Stadtparlament ein Gottesdienst vorauszu-gehen habe<sup>32)</sup>, es sollte so dem Bürger der rechte Begriff und Maßstab für die Größe seiner politischen Verantwortung gegeben werden.

Wir kennen heute, nach den Erfahrungen des 19. und 20. Jahrhunderts, die Problematik der staatlich-kirchlichen Beziehungen besser als Stein. Ihm wurden sie in dieser Schärfe nicht deutlich, weil für ihn der christliche Staatsmann im christlichen Staate sich keine politischen Eingriffe ins Leben der Kirche gestatten konnte, sofern sie nicht aus echter und berechtigter Sorge und aus einem Versagen der Kirche vor ihren eigenen Aufgaben gerechtfertigt waren, und weil der Kirche ihrerseits im christlichen Staate die Möglichkeit eines freien und geachteten Wirkens garantiert war, so daß sie im Frieden mit dem Staate leben konnte. Wo Stein aber ein unberechtigtes, politisch oder dog-

---

<sup>31)</sup> Stein III. S. 304.

<sup>32)</sup> „Die Bestimmung des § 87, wonach eine gottesdienstliche Handlung der Wahl vorhergehen sollte, verdankte einem ausdrücklichen Wunsche Steins ihre Entstehung. Man sah aber den Gottesdienst nicht als eine nebenbei bestehende Feierlichkeit vor der Wahl, sondern als einen integrierenden Bestandteil davon an“ (Clauswitz, Die Städteordnung von 1808 und die Stadt Berlin, S. 103).

matisch begründetes Übergreifen kirchlicher Machtansprüche dem Staate gegenüber wahrzunehmen glaubte, wie etwa in den Auseinandersetzungen des Mittelalters oder im Verhalten Drostes-Vischerings<sup>33)</sup>, wies er auch dieses in seine Schranken zurück. Noch schärfer verurteilte er jeden Eingriff eines irreligiösen Staates ins Leben der Kirche und alle Kirchenverfolgungen, wie er sie im Frankreich der französischen Revolution erlebte. Staat und Kirche sollten in gegenseitiger Achtung voreinander, vor der Größe und Bedeutung ihres Auftrags und ihrer Stellung, von einem gemeinsamen christlichen Lebensgrunde aus - und einen anderen gab es nicht für Stein -, ihre gemeinsame Aufgabe erfüllen, und diese sah Stein zunächst in der Wiederaufrichtung eines zerschlagenen Volkes und später in dessen Fortentwicklung zu gesetzlicher Freiheit und in der Bewahrung vor Unglauben und Revolution.

Deshalb lag Stein auch daran, der Kirche einen festen und würdigen Platz zur Wahrung ihrer Aufgaben und ihrer Stellung im Rahmen der neuen Staatsorganisation zu geben, und so ist im großen Reformjahr 1808 neben anderen Ministerien auch das Kultusministerium geschaffen worden, dessen endgültige Ausgestaltung dann allerdings nicht ganz Steins Wünschen entsprach. Er hatte schon an der aus Frankreich entlehnten Bezeichnung Anstoß genommen, und zwar aus tief innerlichen Gründen. Ihm widerstrebte die Egalisierung von kirchlichen und staatlcherzieherischen Angelegenheiten und ihre gleichmäßige Unterstellung unter ein staatlich geleitetes Ressort. Er hätte ein selbständiges Kirchenministerium als Vertretung der Kirche im neuen Staatsaufbau gewünscht, weil ihm die religiös-kirchlichen Angelegenheiten ihr eigenes Gewicht und ihre eigene Würde zu haben schienen<sup>34)</sup>. Er hat sich dann unter dem gebieterischen

---

<sup>33)</sup> Stein V. S. 393.

<sup>34)</sup> Vgl. die Ausführungen der Nassauer Denkschrift (Stein II. S. 213): „Das geistliche Departement steht als solches in keiner natürlichen Verbindung mit dem öffentlichen Unterricht . . . Da nun Leitung des . . . Unterrichts . . . ganz verschieden ist von der Aufsicht über den Kultus, jeder Geschäftszweig ganz eigentümliche Kenntnisse voraussetzt, so ist eine Trennung

Druck der Zeitnot, die das ganze Reformwerk vorwärtstrieb, von seinen Mitarbeitern überzeugen lassen, daß es nicht anders zu machen sei. Geblieben ist dann die Errichtung der katholischen Abteilung im Kultusministerium. Es kommt hier zum Ausdruck einerseits, mit welcher Selbstverständlichkeit dieses Preußen als protestantischer Staat empfunden wurde, und andererseits, wie sehr es sich bemühte, auch den Interessen seiner katholischen Untertanen gerecht zu werden. Das Verhalten Steins aber zeigt im Vergleich zu dem seiner Nachfolger auf diesem Gebiet der Staatsverwaltung, vor allem Altensteins und Humboldts, wie viel mehr ihm als ihnen diese Dinge eine Sache des Herzens und nicht nur des organisatorischen Bemühens um eine neue Ordnung der obersten Staatsbehörden waren.

Die christlich-protestantische Haltung, die mehr oder minder deutlich in seinem Reformwerk zum Ausdruck kommt und die sein persönliches Dasein durchaus bestimmt, hat Stein dann allerdings im Politischen doch nicht mit der Unbedingtheit wie im Privaten bewahren können. Auch er sah sich eines Tages vor die schwierige und seit Machiavelli und Friedrich dem Großen immer wieder so leidenschaftlich umstrittene Frage gestellt, ob das, was wir in unserem privaten Leben für unumstößlich verpflichtendes Gesetz ansehen, auch das politische Verhalten des Menschen und insbesondere des Staatsmannes kategorisch bestimmen dürfe und müsse. In der großen Krise, die Steins Außenpolitik im Sommer 1808 durchmachte und in der er schließlich scheiterte, sah er sich vor die Alternative gestellt, entweder zu einem Anschluß an Frankreich und den Rheinbund oder zum offenen Widerstand zu raten, - das eine in seinen Augen

---

derselben notwendig. Süglich könnte man die Angelegenheiten der beiden protestantischen Religionsparteien einem gemischten Oberkonsistorio und seinem Chef übertragen, dagegen die Aufsicht auf die in Preußens Monarchie so zahlreiche und vermögende katholische Kirche mußte man einem katholischen Minister anvertrauen, der mit den Grundsätzen dieser Kirche u. ihrer hierarchischen Verfassung genau bekannt wäre und der seine Kenntnisse benutzte, die in dieser Kirche nötigen Verbesserungen mit Rücksicht auf ihre wesentliche und unabänderliche Verfassung vorzunehmen. — Vgl. dazu Schnabel a. a. O. S. 322 f.

eine verächtliche und im Grunde nutzlose Ausflucht, das andere ein Verzweiflungstreich, der nicht gewagt werden konnte. In dieser auswegslosen Lage hat er seinem König in aller Form einen Scheinvertrag mit Frankreich empfohlen, der die Wachsamkeit des Kaisers täuschen, Preußen Zeit für geheime Rüstungen verschaffen und im gegebenen Augenblick gebrochen werden sollte. „Unterzeichnen Ew. Majestät den Traktat, um ihn bei gelegener Zeit zu brechen, so bedienen Höchstdieselbe sich nur einer List gegen Verruchtheit und Gewalttätigkeit. Soll es dem Kaiser Napoleon allein erlaubt sein, an die Stelle des Rechts Willkür, der Wahrheit Lüge zu setzen“<sup>35)</sup>?

Es ist nicht zu bestreiten, daß dies keine christlichen Grundsätze sind - auch die Berufung auf das böse Beispiel des andern ändert daran nichts. In der äußersten Not der Selbstverteidigung sieht Stein, ähnlich wie einst Friedrich d. Gr., keinen andern Ausweg, als im Konflikt zwischen Privatmoral und Staatsmoral den Bürger dem Staatsmann zu opfern, auch er muß mit Friedrich erkennen, daß es in solchen Situationen schwierig ist, „die Pflichten des Bürgers mit denen des sittlichen Menschen zu vereinigen“<sup>36)</sup>.

Es ist natürlich naheliegend, hier von Machiavellismus zu sprechen. Aber eine Zeit, die es erlebt hat, vor welche Gewissenskonflikte gerade christliche Menschen angesichts einer übermächtigen, als amoralisch empfundenen, auf keinem legalen Wege zu beseitigenden Gewalt gestellt werden können, wird vorsichtiger sein in der Beurteilung Steins und auf einen billigen moralischen Rigorismus verzichten, zumal Stein nicht aus ehrgeizigen, eigensüchtigen Motiven handelte, sondern um die, wie er meinte, letzte Chance wahrzunehmen, die Existenz des Staates oder wenigstens seine Ehre zu retten.

In dieser Not, in der jede Norm versagt, bindet oder leitet ihn nicht das starre Gesetz, noch weniger allerdings eine ober-

---

<sup>35)</sup> Stein II. S. 541 f. (Oktober 1808). Schon im August 1808: „Die Allianz muß nur zum Deckmantel dienen der Anstalten, die man treffen wird, um sich loszureißen“ (ebd. S. 485).

<sup>36)</sup> Stein III. S. 483 (März 1812).

flächliche Erfolgsmoral, sondern nur die Stimme des eigenen Gewissens. „Ist in jedem Falle nichts als Unglück und Leiden zu erwarten, so ergreife man doch lieber einen Entschluß, der ehrenvoll und edel ist und uns eine Entschädigung und Trostgründe anbietet für den Fall eines üblen Erfolgs<sup>37)</sup>.“ - „Man muß die Möglichkeit des Mißlingens fest im Auge behalten . . . , man muß sich mit dem Gedanken der Entbehrung jeder Art und des Todes vertraut machen, wenn man die Bahn betreten will, die man jetzt zu gehen sich vornimmt<sup>38)</sup>.“

Diesen Grundsatz der Gewissenstreue ohne Menschenfurcht und ohne Rücksicht auf den Ausgang einer aus der Überzeugung für Wahrheit und Recht unternommenen Sache hatte schon der junge Stein vertreten, als er seinem Freunde Sack im Jahre 1802 schrieb: „Ihre, meine und jeden redlichen Mannes Pflicht ist es, der Wahrheit getreu zu bleiben, sie mit Mäßigung, Ernst und Festigkeit zu sagen, und wenn man sieht, daß alles vergeblich ist, so zieht man sich vom Geschäft zurück . . . Der Beifall des Gewissens ist besser als der Beifall eines Ministers<sup>39)</sup>.“ Es ist dieselbe Haltung, die ihn dann 1806 zum großen Reformvorstoß veranlaßte, noch ehe der Zusammenbruch die Notwendigkeit der Reform erwiesen hatte, als noch jeder beruhigt schlafen konnte, den nicht sein eigenes Gewissen vorwärts trieb. Er bewies damals, daß ihm auch der Beifall der Könige nicht über den dieses Gewissens ging. Der Staatsmann sei verpflichtet, so schrieb er damals dem König, die von ihm erkannte Wahrheit zur Wirklichkeit zu bringen, die Unterlassung sei ebenso tadelhaft wie der Verrat, weit entfernt, Vorteile zu erwarten, handle er nur aus der Verpflichtung, seine Meinung freimütig zu sagen, „die Folgen aber dieser Art zu handeln, von der Vorsehung mit Gelassenheit zu erwarten, in deren Hand das Schicksal der Regenten und der Staaten wie des geringsten ihrer Bewohner ist“<sup>40)</sup>. Zu denselben Grundsätzen hat sich der Alternde

---

<sup>37)</sup> Stein II. S. 542.

<sup>38)</sup> Ebd. S. 483 f.

<sup>39)</sup> Stein I. S. 360.

<sup>40)</sup> Stein II. S. 74.

noch einmal bekannt, als er seinem Freunde Hövel schrieb: „Nicht der Erfolg soll uns in unserer Handlung bestimmen, ihn hat die Vorsehung dem Auge des Menschen entrückt, die Menge der ineinander greifenden Umstände ist unübersehbar und unberechenbar, daher hat sie in des Menschen Brust das Gefühl für Recht und Pflicht gelegt, das uns in dem Dunkel, worin sie die Zukunft gehüllt hat, leiten soll, das uns selbst oft gebietet, dem unvermeidlichen Untergang für eine große und edle Sache entgegenzugehen, also selbst bei der Gewißheit des Nichterfolgs zu handeln.“ Damit hat er, ohne darauf bezug zu nehmen, noch einmal die eigene Handlungsweise von 1808 vertreten<sup>41)</sup>.

Diese in seinem christlichen Denken fest begründete Haltung hat ihn, dessen ganze politische und persönliche Existenz mit seinem Sturz im November 1808 und mit seiner Achtung durch Napoleon vernichtet schien, instand gesetzt, den Glauben an den Sieg von Recht und Gerechtigkeit in sich aufrechtzuerhalten und „unerschütterlich in Acht und Bann, des gebeugten Vaterlandes ungebeugter Sohn<sup>42)</sup>“, den Kampf gegen Napoleon fortzuführen, und zwar nicht nur als einen Kampf der Geister, sondern auch als einen Kampf der Waffen. Stein war nie ein Mann gewesen, der den Sieg des Wahren und Guten vom passiven Zuwarten und gläubigen Vertrauen allein erwartete, er war stets, schon in den Revolutionskriegen, aus allen Kräften bemüht, der guten Sache auch streitbare Arme und Waffen zuzuführen, und den Krieg gegen Napoleon hat er als einen gerechten Krieg mit der ganzen leidenschaftlichen Energie, deren er fähig war, befehlt und betrieben. Während er, aus seinem christlichen Gewissen heraus, den Angriffs- und Eroberungskrieg verdammt, hat er den Kampf eines unterdrückten oder bedrohten Volkes um sein Recht und seine Freiheit stets gebilligt und noch im hohen Alter sich für den Freiheitskampf der Griechen begeistert. Er kannte noch höchste und letzte Ziele des Völkerlebens, für die es sich zu kämpfen und zu sterben lohnte, deswegen hat es den gerechten

---

<sup>41)</sup> Stein VI. S. 71 (1822).

<sup>42)</sup> Aus der Grabchrift in der Früchter Gruft (verfaßt von Perz und Friedr. Schloffer 1839/40).

Krieg für ihn noch gegeben, wir dürfen ihn hier nicht mit den Maßstäben eines desillusionierten Zeitalters messen. Und zumal der Kampf gegen Napoleon war für Stein ein solcher gerechter Krieg, nicht nur als eine nationale Sache, sondern auch als ein Krieg gegen die Gewalt und Unterdrückung schlechthin. Es ist letztlich das christlich begründete Widerstandsrecht, auf das er sich beruft. „Wenn ein König die Rechte anderer Völker verletzt, so gibt er ihnen ein Recht, Widerstand zu leisten<sup>43)</sup>.“ Keine Niederlage und keine Enttäuschung, weder die persönliche von 1808, noch die Osterreichs im Jahre 1809, noch die kritischen Stunden der Feldzüge von 1812 und 1813 konnten ihn darin erschüttern, ja, er schöpft gerade seine Stärke und seine Hoffnung aus der Überzeugung, daß es nicht nur das Recht, sondern die Pflicht aller zum Handeln Berufenen sei, diesen Widerstand bis zum äußersten und auch in anscheinend verzweifelten und aussichtslosen Lagen fortzusetzen. Ihm wie so vielen seiner Mitkämpfer im großen Befreiungskriege ist diese Haltung zutiefst religiöse Haltung gewesen. Weit entfernt davon, in ihrem Gewissen vom Religiösen her beunruhigt zu sein, fühlten sie sich gerade durch ihren christlichen Glauben in ihrem Tun bestätigt und bestärkt. Das politische und kriegerische Erleben dieser Zeit ist für diese Männer letztlich religiöses Erleben gewesen in dem doppelten Sinne, daß sie sich vom Religiösen her gerechtfertigt fühlten und daß das Religiöse durch die Erlebnisse jener Jahre immer tiefer und inniger in ihnen wurde. Für Stein insbesondere war dieser Krieg schließlich ein heiliger Krieg und Napoleon der Geist des Bösen. Wenn er deshalb auch die Kirchen in Anspruch nahm und von ihren Predigern die Unterstützung der guten Sache verlangte, so ist das eben der Ausdruck der Überzeugung, daß Kirche und Staat gleichermaßen verpflichtet seien, dem Bösen zu widerstehen und für den Sieg von Recht und Gerechtigkeit zu streiten. Arnolds „Die Freiheit und das Himmelreich gewinnen keine Halben“ war auch ihm aus der Seele gesprochen. Weil diese Männer Gottes Hand in ihrem Leben spürten und weil sie in

---

<sup>43)</sup> Stein V. S. 110.

dem, was sie innerlich und äußerlich zu bestehen hatten, seine Führung sahen, deswegen konnten sie sich eins mit der Kirche fühlen und ihre Waffen segnen lassen.

Das war vielleicht nicht urchristlich, es war aber sicherlich lutherisch gedacht. Mit Recht hat daher Franz Schnabel die Verbindungslinie von E. M. Urndt, der in jenen Jahren Steins Sprecher war, und seinem Soldatenkatechismus zu Luthers Schrift von den Kriegsleuten und ihrem seligen Stand gezogen<sup>44)</sup>, es gibt hier wie dort den *miles christianus*.

Für Stein jedenfalls bedeuten diese Jahre den eigentlichen Durchbruch seines religiösen, protestantischen Lebensgefühls. Wenn ihm bisher die Religion, wenn auch nicht reine Verstandesreligion, doch noch mehr eine Sache des Verstandes als des Herzens gewesen sein sollte, vielleicht auch immer wieder von den Sorgen der Amtsgeschäfte zurückgedrängt, so wird sie jetzt die eigentliche, täglich erlebte Begleiterin seines Lebens. Und wenn wir für die Jahre bis 1809 auf spärliche eigene Aussagen Steins angewiesen sind, so strömen sie jetzt in immer größer werdender, hier auch nicht annähernd zu bändigender Fülle. Deswegen kann auf den Inhalt seiner religiösen Vorstellungen auch nur noch an einigen Hauptpunkten eingegangen werden, wobei wir die ganze letzte Lebensperiode Steins, also die Jahre der Verbannung, des großen Krieges und dann die stille Cappenberger Zeit zusammenziehen dürfen. Denn es ist nun ein stetes Fortschreiten, oder vielleicht besser gesagt, es hebt sich der religiöse Urgrund seines Wesens von Tag zu Tag mehr ans Licht. Mögen beim späteren Stein einzelne Lebenserfahrungen: die Enttäuschung über den Ausgang des Wiener Kongresses, der Tod der Gattin 1819, Alterspessimismus und Resignation diese Entwicklung gefördert haben, im Grunde ist es doch eine, in keine weiteren Abschnitte mehr einzuteilende Linie.

Man glaubt ihren Ansatz sichtbar wahrzunehmen in dem schönen Brief, den der Gestürzte und Verbannte in den ersten Januartagen 1809 seiner Frau geschrieben hat und in dem er

<sup>44)</sup> Schnabel a. a. O. IV. S. 316 ff.

die Gefühle und Gedanken wiedergibt, die ihn beseelten, als er im Schlitten durch die einsame Winternacht der Grenze zueilte. „Die Nacht war schön, die Witterung milde, der Himmel bald bewölkt, bald erleuchtet, die Natur still und feierlich und die zahlreichen Wohnungen der Menschen, durch die man reiste, ruhig, und eine solche Nacht und solche Umgebungen geben der Seele eine Stimmung, die alles Menschliche und sei es auch noch so kolossalisch scheinend, auf seinen wahren Wert zu bringen bereit ist. Mir fiel es ein, daß wir die Schleiermachersche Neujahrspredigt zusammen lasen über das, was der Mensch zu fürchten habe und was nicht zu fürchten sei, daß dieses eine sehr passende Vorbereitungs predigt zu den kurz darauf folgenden Ereignissen war<sup>45)</sup>.“ Da ist nicht, wie man vielleicht glauben könnte, Kants „der gestirnte Himmel über mir und das moralische Gesetz in mir“, das ist die christliche Gewißheit eines Mannes, der sich in Gottes Hand geborgen weiß und sich seiner gerechten und weisen Führung auch in der größten Krise seines Lebens gläubig anvertraut.

In den stillen und doch manchmal so schicksalsbedrohten Jahren in Osterreich von 1809-1812 hat Stein dann versucht, die Uebel und Wirrnisse seiner Epoche von ihren Ursprüngen her zu deuten und zu begreifen. Er tat es seiner Art nach politisch-historisch, aber die Geschichtswerke, die er damals niederschrieb, wurden ihm unter der Hand zu einer groß angelegten Auseinandersetzung mit dem Zeitgeist, zu einer flammenden Anklage gegen den Rationalismus des 18. Jahrhunderts, die Aufklärung und ihre Auswirkungen insbesondere in der französischen Revolution, aber auch gegen ihre Vertreter im deutschen Geistesleben. Es sind ihm diese Dinge ja nicht damals erst aufgegangen; was er schrieb, ist der Niederschlag einer jahrzehntelangen Auseinandersetzung mit einer als feindlich und zerstörend empfundenen Geisteswelt, die er selbst dann allerdings nur sehr einseitig zu sehen vermochte, schon weil er eine im Grunde unphilosophische Natur gewesen ist. Zusammenfassend heißt es da etwa:

---

<sup>45)</sup> Stein III. S. 13.

„Voltaire, Rousseau, Diderot, d'Alembert unter den Franzosen, Friedrich der Große, die Schule der Berliner und eines Teils der Halleschen Theologen kamen alle, wie verschieden auch sonst voneinander in ihren Ansichten, Zwecken und Mitteln, darin überein, das herrschende religiöse System anzugreifen und den Glauben daran zu untergraben. Was die Franzosen mit Witz, Spott, Frechheit und Hilfe der gesellschaftlichen Kabale unternahmen und ausführten, das wirkte in Deutschland das Beispiel eines großen Regenten und seine Verbindung mit den Feinden der Religion . . .

Die deutschen Philosophen blieben der Französischen Austerphilosophie abgeneigt. Die Theologen selbst erschütterten die positive Religion durch eine zu kühne und ungebundene Exegese<sup>46)</sup>."

Die Richtigkeit und Objektivität dieser und ähnlicher Urteile mag hier dahingestellt bleiben; wichtig sind sie uns nur, weil sie die Stellung Steins mit aller Deutlichkeit aufzeigen und vor allem klar machen, daß er den Rationalismus nicht nur aus politischen Gründen, sondern vor allem auch aus religiöser Überzeugung heraus ablehnte. In der Tat hat er ihm und vor allem dann der rationalistischen Theologie je länger, je leidenschaftlicher vorgeworfen, daß sie die letzten Fundamente des Menschen-

---

<sup>46)</sup> Ebd. S. 577 u. 586. Dazwischen eine ausführliche Darstellung der europäischen Aufklärungsliteratur, abschließend dann sein Urteil über die deutschen philosophischen Kontroversen seiner Zeit (Jacobi, Fichte, Schelling), die „auf keine festen Resultate führten, sondern eine Menge Streitigkeiten verursachten, die in einer unverständlichen, trockenen, schwerfälligen Sprache geführt wurden, einen nachteiligen Einfluß auf die übrigen Wissenschaften, auf Religion und Moral äußerten und die Achtung für eine Philosophie minderten, die aus unverständlichen, hohlen, den gemeinen Menschenverstand und das sittliche Gefühl beleidigenden Sätzen bestand." Vgl. dazu die spätere Äußerung: je mehr man das menschliche Elend kennen lerne, um so inniger werde man von der Anentbehrlichkeit der leitenden und stärkenden Kraft der Religion überzeugt „und je mehr wächst der Abscheu gegen diejenigen, die sie zu zerstören bemüht sind". Und daran anschließend „Auszüge aus dem Schriftwechsel von Goethe und Schiller und ihre Äußerungen über Religion haben meine Achtung für diese Helden der deutschen Literatur nicht vermehrt." S. auch Bogenhart, Freiherr vom Stein (1952) S. 56 f. u. S. 69.

und Völkerlebens, insbesondere aber die christlichen, zersetzten und damit der Zerstörung des christlichen Europa vorgearbeitet hätten.

„Was hat unser metaphysisches Wortgeklingel bewirkt? - Frankreich klagt jetzt laut seine Philosophen an, als Verderber des öffentlichen Geistes, als Zerstörer aller religiösen und moralischen Grundsätze, als Veranlasser einer scheußlichen Revolution, die mit einem eisernen Despotismus geendigt hat - und was verdankt Deutschland der Berliner Theologischen Schule und seinen neueren Metaphysikern? Jene haben den einfältigen, schlichten Bibelglauben hinwegexegisirt und diese die alte deutsche Treue und Biederkeit hinwegraisonnirt, den schlichten gesunden Menschenverstand verdunkelt und Lehren vorgetragen, die die Grundsätze der Moral, den Glauben an Gott und Unsterblichkeit tief erschütterten und die Herzen der Menschen austrockneten<sup>47)</sup>.“ Diese Äußerungen ergänzt er wenige Wochen später dahin, die „Sophisten des 18. Jahrhunderts“ hätten „ihre Afterweisheit“ an die Stelle der Grundsätze und Einrichtungen gesetzt, „auf die unsere Vorfahren ihr zeitliches und ewiges Wohl gegründet hatten, sie zerstörten beides, und ihren Zeitgenossen bleibt nur Reue über das Verlorene und Unvermögen, es wieder zu erringen<sup>48)</sup>.“

Und doch bleibt bei aller Eindeutigkeit dieser Urteile über Rationalismus und rationalistische Theologie hier noch kurz die Frage zu erörtern: War Steins eigene religiöse Haltung nicht vielleicht doch in manchem rationalistisch beeinflusst, war er nicht am Ende doch mehr ein Kind seiner Zeit als er es wußte und wahrhaben wollte? Wenn man diese Frage im ganzen auch negativ beantworten wird, so lassen sich doch gewisse rationalistische Nachklänge auch noch beim späten Stein feststellen. Nichts allerdings von dem Rationalismus der französischen Aufklärung, den er so tief haßte und bekämpfte. Aber jener deutsche Rationalismus des 18. Jahrhunderts, der, wie wir ihn sahen, die

---

<sup>47)</sup> Stein III. S. 383.

<sup>48)</sup> Ebd. S. 449. Beidemal an Prinzessin Wilhelm von Preußen, wohl gleichzeitig mit den eben zitierten Niederschriften aus den Geschichtswerken.

Atmosphäre seines Elternhauses bestimmte und von dem die Mutter ihm einiges mitgab, wirkt doch gerade auch im Religiösen in ihm nach. Er verleiht seinem Glauben jene ernsthafteste, praktische Seite, jene „heilige Nüchternheit“ auch, die das Geheimnis des Religiösen nicht antastete, es aber auch nicht versüßlichte und vernebelte wie es jene Mundchristen, die Stein nach Arndts Aussage nicht leiden konnte, wohl an sich hatten. Steins Glaube war wie der seiner Mutter gegen romantische Schwärmerei wie gegen rationalistische Verflachung gefeit. Aber er war und blieb nicht nur hierin der große Sohn einer bedeutenden Mutter. Auch sein Christentum war wie das ihre so fest und sicher in die Realität dieses Lebenskampfes hineingestellt, daß es hier seine tägliche Bewährung suchte und verlangte. Es ist jener aktivistische Zug des Luthertums, der Steins Christentum wie dem seiner Mutter eigen ist, das sich als praktisches Christentum im täglichen Leben auswirkt. Daher auch und nicht etwa, weil Stein die Religion in den Dienst der Sittlichkeit hätte stellen wollen, jene für ihn charakteristische, immer wiederkehrende Verbindung „religiös=sittlich“ oder „sittlich=religiös“. Für Stein war keine Sittlichkeit ohne religiöse Grundlage und keine Religiosität ohne sittliche Bewährung im privaten oder öffentlichen Leben denkbar. Steins Religion ist ihrer innersten Herkunft nach eben keine Stimmungs- oder Gefühlsreligion, sondern eine Erlebnisreligion, und sie ist in ihrem Ausdruck eine Religion der Besinnung und der Tat<sup>49)</sup>.

Rationalistische An- und Nachklänge lassen sich auch konstatieren an der Art und Weise, in der Stein häufig in seinen Briefen den Namen Gottes durch den Begriff der Vorsehung umschreibt oder ersetzt<sup>50)</sup>. Aber hier spielt natürlich seine Abneigung gegen die Frömmerei der „Mundchristen“ eine erhebliche Rolle. Er wollte nicht selbst in die Tonart verfallen, die er an ihnen aussetzte, was ihn - nebenbei bemerkt - nicht davor bewahrte, daß ihn sein alter Mitarbeiter Schön einen „alten Bet-

<sup>49)</sup> Vgl. Schneider a. a. O. S. 30.

<sup>50)</sup> Vgl. ebd. S. 13 ff.

vater" genannt hat<sup>51</sup>). Jedenfalls aber ist der Vorsehungsbegriff des späteren Stein völlig verschieden von dem deistlich entleerten der Aufklärung; er wird bei ihm zum glaubenserfüllten, christlichen Begriff einer „weisen, väterlichen Vorsehung“, der sich der Mensch gläubig und hingebend anvertrauen kann und anvertrauen soll.

Doch hat, das ist schon angedeutet, das Wort im Munde Steins nicht immer diesen warmen, glaubensvollen Klang gehabt, und wir gewinnen bei genauerem Hinhören aus seiner Verwendung und dem Wandel seiner Bedeutung noch einmal einen gewissen Anhalt für die Beurteilung der religiösen Entwicklung Steins. In seinen früheren Äußerungen aus dem Ende des 18. Jahrhunderts schwingt doch etwas mit von dem stoischen Vorsehungsbegriff eines Friedrich, aber sehr schnell schon führt ihn dann seine eigene Entwicklung von diesem Schicksalsglauben weg und hin zum tiefsten und innigsten Erleben einer führenden göttlichen Vaterhand.

Den Wegen der Vorsehung hat er nachgedacht in seinen Briefen und Geschichtswerken, er glaubte sie mehr als einmal vor sich zu sehen, insbesondere in der Vernichtung Napoleons. Aber nicht nur im Erfolg, auch im Unglück glaubte er an sie, wenn er sie auch längst nicht mehr zu erkennen vermochte. Überhaupt erkühnte er sich nicht, sie letztlich zu deuten. Gott und göttliches Wirken blieben ihm ein verehrungswürdiges Geheimnis, an ihm herumzudeuteln erschien ihm als Hochmut der

---

<sup>51</sup>) Weil Stein in der kritischen Zeit des Waffenstillstands 1813 vom Hauptquartier Reichenbach aus zuweilen den Gottesdienst bei den Herrnhutern in Gnadenfrei besuchte. Vgl. dazu auch sein Urteil über die Brüdergemeine aus späterer Zeit: „Die Festigkeit im Glauben, die Selbstverleugnung, womit alles Leiden, alle Verfolgung von den einfachen, frommen, wenig unterrichteten Mährischen Brüdern ertragen wurden, ist bewunderungswürdig, und in der Art ihrer Erweckung, Entweichung, Ansiedlung im Auslande und ihren weiteren Schicksalen erkennt man die Hand Gottes. Merkwürdig ist es, daß die, so am kräftigsten in der Gemeinde wirkten, Nitschmann usw., einfältige Leute von niederem Herkommen waren und daß durch die gelehrten Theologen oft viele Verwirrung angerichtet worden. Das Wissen bläht, sagt Paulus“ (VI. S. 105).

flügelnden Vernunft, der doch zu nichts führen kann. „Stein sprach“, so hat E. M. Arndt gesagt, „alles mit Gott ab, das Kleinste wie das Größte legte er geduldig auf die Knie Gottes“<sup>52)</sup>.

So enthüllt sich Steins Religiosität als ein fester Gottesglaube, ein persönliches Gottvertrauen, grundverschieden von allen deistisch-philosophischen Spekulationen<sup>53)</sup>, in denen er nichts sah als ein „metaphysisches Wortgeklingel, das die Herzen der Menschen austrocknet“, aber ihnen nicht helfen kann zum Leben und im Tode. Dieser Glaube selbst ist ihm eine Gnade und ein Geschenk Gottes, das man, wie er einmal seinem Freunde Hans von Gagern, einem rationalistischen Skeptiker, schrieb, nicht herbeivernünftelt, sondern von Gott erbittet „in tiefer Demut und Selbstverleugnung“<sup>54)</sup>.

Je mehr er sich aber überzeugete von der Nutzlosigkeit allen menschlichen Wissens und Grübelns, desto gläubiger versenkte er sich in das Studium der Heiligen Schrift, deren tägliche Lektüre er seinen Freunden empfahl und selbst wohl für sich übte. Sehr schön nennt er sie einmal eine „Zeitschrift aus der Ewigkeit“; den „schlichten, einfachen Bibelglauben“ weiß er nicht genug zu preisen, und immer wieder erhebt er gegen die Aufklärung und die rationalistische Theologie den Vorwurf, daß sie ihn erschüttert und „hinweg exegetisiert“ hätten. Die Bibel und den lutherischen Katechismus bezeichnet er gelegentlich als die beiden Bücher, mit denen er allein und vollständig auskommen könnte.

Von hier aus erfüllte er sich immer mehr mit den Heilswahrheiten des Christentums, die er mit aller Leidenschaftlichkeit seines Herzens gegen alle aufklärerische Kritik und Interpretation verteidigte und deren schlimmste Feinde er insbesondere in der Theologie der Hallschen Schule sah. Diese „schwarzröckigen Jacobiner“ hat er mit besonderem Ingrimme beobachtet und mehr

---

<sup>52)</sup> Arndt, Wanderungen S. 234 f.

<sup>53)</sup> Schneider a. a. O. S. 20.

<sup>54)</sup> Stein VI. S. 100 f.

als einmal ihre Entfernung von Kanzeln und Kathedern verlangt<sup>55</sup>).

Hier schien ihm eindeutig der Fall gegeben, daß der Staat, wenn er überhaupt noch christlicher Staat sein wollte, um der Kirche willen eingreifen mußte. „Nun können Männer, welche die Grundwahrheiten des Christentums leugnen, auf einem christlichen Lehrstuhl einer christlichen (!) Universität so wenig geduldet werden, als sie einen Quäker zum kommandierenden General machen<sup>56</sup>“. Aber Gesenius und Wegscheider ergoß sich immer wieder die Schale seines Zornes. „Mit dem höchsten Unwillen vernimmt man die Frechheit, mit der die Halle'schen Professoren Wegscheider und Gesenius den zum Unterricht junger Theologen bestimmten Lehrstuhl mißbrauchen, um die wesentlichen Wahrheiten der christlichen Religion zu verwerfen, z. B. Gottheit Christi, seinen Tod, Auferstehung, Himmelfahrt, Erlösung, Kraft des Gebetes usw. Solchen Lehrern vertraut ein frommer König . . . die Bildung der jungen Lehrer der Religion an, die wieder ihre Irrtümer durch alle Klassen des Volkes verbreiten, dessen ewiges und zeitliches Heil gefährden . . . Will ein Regent die Pflichten gegen Religion und Kirche erfüllen, zu denen er sich von Gott berufen glaubt, so entferne er von den öffentlichen Lehrstühlen Irrlehrer und wache auf die Religionslehrer des Volkes, oder er erkläre, die Kirche sich selbst überlassen zu wollen, wie wir es in den nordamerikanischen Staaten sehen, und dann ist es Sache der Mitglieder der Kirche selbst, für ihre Erhaltung in Lehre und Reinheit (sic!) zu sorgen. Ob dieses in europäischen Staaten füglich angehe, bezweifle ich.“

„Sehr wichtig ist die Errichtung von theologischen Seminarien . . . Ein solches besteht in Wittenberg . . . mit segensreichem Erfolg, fehlt hier. Man schlug es auf der Synode vor . . . Einer meiner Bekannten ist bereit zu einem Beitrag von 5000 Thalern . . .“<sup>57</sup>)

---

<sup>55</sup>) Stein V. S. 558, S. 592. — VI. S. 243. — VII. S. 33, S. 99, S. 327, um nur einige Beispiele zu nennen.

<sup>56</sup>) Stein VII. S. 154.

<sup>57</sup>) Ebd. S. 113 ff.

Dieser „Bekannte“ war natürlich Stein selbst, der sich seiner ganzen Art nach nicht darauf beschränken konnte, das Leben seiner Kirche von außen her kritisch und sorgend zu verfolgen, sondern alle Bestrebungen zur Beseitigung ihrer Schwächen aufs Nachhaltigste unterstützte und an ihrem Gemeindeleben regsten Anteil nahm.

Seit seinem Ausscheiden aus der großen Politik im Jahre 1815 und seit dem Erwerb Cappenberg im Jahre 1816 galten die Sorgen seiner letzten Lebensperiode ja vorwiegend seinem geliebten Westfalen. Er war hier in vertraute und ihm lieb gewordene soziale und politische Verhältnisse zurückgekehrt und wuchs nun auch immer mehr ins kirchliche Leben seiner Wahlheimat hinein.

Das System der Kirchenverfassung, das er schon während seiner Amtszeit in Westfalen kennenlernte, hatte er im großen Reformjahr auf die ganze Monarchie zu übertragen vorgehabt, indem er mit Hilfe Schleiermachers die Synodal- und Presbyterialverfassung an die Stelle der Konsistorialverfassung zum eigentlichen Gerüst des kirchlichen Verfassungsleben machen, das Prinzip der Selbstverwaltung vom politischen Bereich auch auf den kirchlichen übertragen wollte. Er ist damit, wie in so vielem, nicht zu Ende gekommen, und nach ihm ist es dann unter Hardenberg und Altenstein, ganz im Sinne des Königs übrigens, bei der alten staatskirchlichen, bürokratischen Ordnung geblieben, während Stein mit seiner Begründung des Kultusministeriums zwar eine einheitliche Kirchenbehörde, aber keine eigentliche Kirchenregierung von oben hatte herstellen wollen. So entwickelte sich also die Kirchenverfassung Preußens so wenig wie seine Staatsverfassung nach den Plänen und Ideen Steins. Aber, wie in vielem andern, so nahm er auch hier in Westfalen seine Ideen wieder auf und suchte hier zu verwirklichen oder zu erhalten, was sich noch erreichen und bewahren ließ. Auf kirchlichem Gebiet boten sich hier die Möglichkeiten dazu vor allem seit seiner Berufung als ritterschaftlicher Assessor der Generalsynode der Grafschaft Mark, die deren ihm befreund-

deter Präses, der Pfarrer Bäumer in Bodelschwingh, veranlaßt hatte.

So erhielt Stein also noch am Ende seines Lebens einen Platz in der Synodalverfassung der Grafschaft Mark, deren Bedeutung für seine allgemein-staatspolitischen Ideen uns bereits deutlich geworden ist und von der er nach wie vor erwartete, daß sie ins Gemeindeleben „dieselbe Selbsttätigkeit und Lebendigkeit bringe, die man in die Staatsverfassung und Gemeindeverfassung zu bringen die Absicht hat“<sup>58)</sup>, weil er hier wie dort den Gedanken der Selbstverantwortung und der Selbstverwaltung wirken sah. Ihm ging es im Kirchlichen vor allem um die Erneuerung von innen her, und er erhoffte sich von der aktiven Mitarbeit der Laien und ihrer theologisch noch unverbildeten, vom Rationalismus noch nicht angefressenen Christlichkeit jenen Widerstand gegen die rationalistische Theologie, den er von den offiziellen Stellen in Staat und Kirche vergeblich erwartet hatte.

Von der Gemeinde aus sollte die aufgeklärte protestantische Geistlichkeit gezwungen werden, zur Einfachheit und Reinheit der christlichen Lehre zurückzukehren, von der Gemeinde aus sollten auf dem Wege über die Kirchenwahlen die rationalistischen Prediger mit ihrem „exegetisch-naturphilosophischen Gewäsch“, ihrem „christlich-atheistischen Rotwelsch“ entfernt oder ferngehalten und andere bessere Männer berufen werden, für deren Heranbildung das Predigerseminar in Soest als eine ausgesprochen antirationalistische Trutzburg geschaffen wurde<sup>59)</sup>.

Stein war nicht zuletzt deshalb mit besonderem Eifer überall bei der Sache, weil er auch aus eigener Erfahrung Sprechen konnte und zu klagen hatte. „Eine große Entbehrung trifft mich

---

<sup>58)</sup> Schnabel a. a. O. S. 323.

<sup>59)</sup> Vgl. außer den Anm. 55 und 57 zitierten Stellen auch Steins Brief Äußerung gegenüber seiner Tochter Therese: „Die Errichtung eines Predigerseminariums brachte ich auf der Synode in Anregung.“ (VII. S. 159). Das Seminar in Soest verdankt also ganz eindeutig Steins kämpferischem Willen seine Entstehung, und es bewahrte daher auch mit Recht bis zur Zerstörung seines Hauses im 2. Weltkrieg eine Gedenktafel für seinen eigentlichen Begründer.

auf dem Lande, die eines frommen tüchtigen Seelsorgers, statt ihr trockene, seichte Vernunftschwätzer" <sup>60)</sup>). Nur mit Mühe und steigender Ungeduld ertrug er solche Prediger und ihren Gottesdienst in seiner Nähe, die, wie er sagt, den Ungebildeten unverständlich, den Halbgebildeten langweilig und den Gebildeten unerträglich seien <sup>61)</sup>). Ihrem „seichten Moralgeschwätz“ schrieb er die Verödung der Kirchen zu, ließ sich selbst allerdings vom Besuch des Gottesdienstes dadurch nicht abhalten, sondern tröstete sich notfalls mit einem Kirchenlied von Martin Luther oder Paul Gerhard. Für den Vortrag eines höchst gewöhnlichen, aber frommen, demütigen, für das Seelenheil seiner Gemeinde besorgten Predigers, schrieb er einmal, seien die Gemüter immer empfänglicher als für die „moralische Phraseologie“, weil hier der Geist Gottes und die Kraft des Gebets noch das ihre dazu tun könnten <sup>62)</sup>).

Weil ihm Kirchenlied und Gebet oft manches ersetzen mußten, was die Predigt ihm schuldig blieb, deshalb interessierte sich Stein auch ganz besonders für den Entwurf der neuen Agende der Grafschaft Mark, der seinen Beifall fand, weil hier vielfach auf den älteren liturgischen Stoff der vorrationalistischen Zeit zurückgegriffen wurde. Stein lobte Geist und Inhalt des Entwurfs, „der flache Neuerungsucht und die langweilige idyllenartige Phraseologie ausschließt und mit großer Wahrheit ausspricht, daß die alten Gebete durch Kraft, Einfachheit und Salbung sich auszeichnen, daß die altertümliche Form ihnen Würde verleiht, was um so zweckmäßiger ist, je mehr das Altertümliche den Menschen über die gemeine Gegenwart erhebt.“ Eine allgemeine Agende bezeichnete er als ein „wahres Bedürfnis“, weil sie den „verderblichen Eigenheiten und Abnormitäten, die man zu bemerken Gelegenheit hat,“ Schranken setzen und verhindern könne, „daß die Form des Kultus von den momentanen Launen einzelner Männer abhängt“ <sup>63)</sup>).

<sup>60)</sup> Stein VI. S. 244.

<sup>61)</sup> Stein VII. S. 116.

<sup>62)</sup> Stein VII. S. 117.

<sup>63)</sup> Perz, Stein VI, 2. S. 827.

Aus ganz ähnlichen Gründen wie die alten Gebete lagen ihm auch die alten Kirchenlieder am Herzen. Er äußerte sich dazu anlässlich der Reform des Berliner Gesangbuchs im Jahre 1830: „Man wähle alte Lieder bis zum Anfang des 18. Jahrhunderts, denn das spätere Zeitalter, auch großenteils das unsrige, ist kein religiöses, sondern ein wissenschaftliches, industrielles, politisierendes, geschwätziges, frech absprechendes und höchst eitles Zeitalter, und in den alten Liedern haben viele Geschlechter Trost, Erbauung und Asyl gefunden gegen langweilige Prediger und ihr schales Nachwerk“<sup>64</sup>).

Man sieht aus diesen, im März 1831 an Bäumers gerichteten Äußerungen, mit welcher Gründlichkeit und Hingabe Stein sich noch bis in seine letzten Monate hinein mit den Fragen des kirchlichen Lebens beschäftigte.

Aber Steins kirchliche Tätigkeit erschöpfte sich nicht in der Mitarbeit in Gemeinde und Synode und den für einen solchen Charakter selbstverständlichen Opfern privater christlicher Nächstenliebe, sie wandte sich darüber hinaus auch anderen Fragen zu, die über diesen Rahmen weit hinausgreifen. Sein Name ist durch diese Bestrebungen, auf die jetzt noch kurz einzugehen ist, eng mit den Anfängen der Inneren Mission und ihrer christlichen Liebestätigkeit verbunden<sup>65</sup>).

Auch hier knüpfte er an Anregungen seiner ersten westfälischen Zeit an. Schon damals hatte er es kritisiert, daß im Zuchthaus zu Wesel alle Gefangenen unterschiedslos zusammengepfercht waren, und eine Trennung nach vernünftigen Gesichtspunkten befürwortet, um die noch einigermaßen besserungsfähigen nicht vollends verkommen zu lassen<sup>66</sup>). Was er damals eigentlich mehr aus sozialen Gründen angeregt hatte, wurde jetzt aus christlichen Motiven wieder aufgenommen, nachdem inzwischen überhaupt die Frage des Strafvollzugs Gegenstand öffentlicher Untersuchungen geworden war. Stein sah hier ein

---

<sup>64</sup>) Stein VII. S. 153.

<sup>65</sup>) V. Löber, Frh. v. Stein u. die Anfänge der Inneren Mission (Die Innere Mission 1933).

<sup>66</sup>) Stein I. S. 295 f., S. 298, S. 320.

reiches Feld für christliches und mildtätiges Einwirken auf sittlich-religiöse Verbesserung. Es ist bezeichnend, daß der sonst so rigoreose Mann nicht von Verbrechern, sondern von Unglücklichen spricht, für deren Rettung er unter den Mitgliedern der westfälischen Provinziallandtage, bei seiner alten Freundin, der Prinzessin Radziwill, und an anderen Stellen warb<sup>67)</sup>. So gehörte er zu den eifrigsten Förderern der 1826 von Theodor Fliedner gegründeten Rheinisch-westfälischen Gefängnisgesellschaft und stand in regelmäßiger, wenn auch loser Verbindung mit ihrem Begründer<sup>68)</sup>.

Die allgemeinen Bestrebungen, in deren Dienst sich Stein damit stellte, haben dann in den Schöpfungen Vinckes, Wicherns, Bodelschwings und Amalie Sievekings reiche und vielfältige Früchte getragen. Mit Amalie Sieveking insbesondere hat Stein noch im letzten Halbjahr seines Lebens den großen und zukunftsreichen Gedanken erörtert, eine der katholischen Institution der barmherzigen Schwestern entsprechende evangelische Frauenorganisation ins Leben zu rufen. Er hatte mit der ihm eigenen Vorurteilslosigkeit in diesen Dingen schon 1804 in Münster die Arbeit der Ordensschwestern in der Krankenpflege beobachtet und sie in seinen Plänen über die Reorganisation der Universität Münster für die Krankenpflege in den Kliniken vorgesehen<sup>69)</sup>. Er rühmte „die sorgfältige Pflege, die liebevolle unermüdlige Behandlung“ der Kranken - „Wirkungen eines reinen, praktischen, religiösen Sinnes“ - wie er sich damals ausdrückte. Und er hatte in den langen Jahren, die ihn dann von Westfalen trennten, nicht vergessen, was er damals gesehen hatte. Auf dem 2. westfälischen Landtag besuchte er deswegen die Hospitäler in Münster, und wiederum erfüllte ihn das, was er sah, mit tiefer Bewunderung. „Sie besorgen die Kranken mit einer Ordnung, einer Reinlichkeit, einer bewunderungswürdigen ausdauernden Sanftmut, welche nur die Religion hervorbringen kann.“ Bei

---

<sup>67)</sup> Stein VI. S. 598, S. 616, S. 619.

<sup>68)</sup> Vgl. dazu M. Gerhardt, Fliedner I. S. 224 ff., S. 439.

<sup>69)</sup> Stein I. S. 537.

dem inzwischen zum Erzbischof von Köln aufgestiegenen Freund Spiegel erkundigte er sich nach der Ausdehnung der Organisation und regte an, ihren Wirkungskreis in seiner Diözese auszu dehnen<sup>70</sup>). So kann es nicht wunder nehmen, daß Stein mit ganzem Herzen auf ein Schreiben einging, in dem Amalie Sieveking, deren Schriften er bereits kannte, ihm den Plan zur Gründung einer ähnlichen Organisation vortrug. Noch einmal rühmte er bei diesem Anlaß, was er bei den ihm bekannten Kongregationen vom Hl. Borromäus und vom Hl. Vinzenz von Paula gesehen hatte<sup>71</sup>). „Ich habe“, schrieb er, „nur eine sehr oberflächliche Kenntniß von den beyden Instituten der Barmherzigen Schwestern... Bey dem Besuch beyderley Anstalten war mir höchst auffallend der Ausdruck von innerem Frieden, Ruhe, Selbstverleugnung, frommer Heiterkeit der Schwestern, ihre stille, geräuschlose Wirksamkeit, die liebevolle, segensbringende Behandlung der ihrer Pflege anbefohlenen Kranken. Mit allen diesen Erscheinungen machten einen beleidigenden Contrast der Ausdruck von Unbehaglichkeit aufgeregter, wegen nicht befriedigter Eitelkeit über Vernachlässigung gekränkter, unverheuratheter alternder Jungfrauen aus den oberen und mittleren, zum Brod Erwerb durch Handarbeit nicht berufenen Ständen - die wegen ihrer auf tausendfache Art gestörten Ansprüche, wegen ihres Müßiggangs eine Leerheit, eine Bitterkeit fühlten, die sie unglücklich und andern lästig machte...“

Die Frage war wohl natürlich, warum finden sich nicht ähnliche Institute... bey den Protestantischen Confessions-Verwandten. - Wir haben in vielen Städten Stiftungen für ähnliche Anstalten, es zeigt sich auch fortdauernd noch ein thätiger Geist der Wohltätigkeit in Frauen-Vereinen und dergl., aber solche festen Verbindungen, wie die der Barmherzigen Schwestern, an die sich wieder so manches vortreffliche anschließt, die fehlen uns...“

---

<sup>70</sup>) Stein VII. S. 170.

<sup>71</sup>) Besonders lobte er auch die Koblenzer Niederlassung (VII. S. 70 u. S. 172).

„Der Entschluß, den E. W. gefaßt, ein Institut protestantischer barmherziger Schwestern zu gründen, ist im höchsten Grad heilbringend und lobenswert“<sup>72)</sup>).

Es ist Stein nicht vergönnt gewesen, noch zu erleben, wie diese Pläne und Wünsche dann später in Fliedners Kaiserswerther Gründung die erhofften Früchte trugen.

Und doch ist wenigstens an diesem einen Punkte etwas zustande gekommen, was er auf viel größerer Basis eigentlich lebenslang ersehnte und gerade in seinen letzten Lebensjahren mit Spiegel immer wieder erörterte: die christlich-brüderliche gegenseitige Befruchtung der christlichen Bekenntnisse. Stein, der, wie wir gesehen haben, theoretisch und praktisch überall dort, wo es darauf ankam, seinen protestantischen Standpunkt der katholischen Kirche gegenüber kompromißlos vertreten hat, stand innerlich doch über dem alten und dem neuen Hader der Konfessionen. Er sah über dem Trennenden die einigende Aufgabe im gemeinsamen Kampf gegen den zersetzenden Geist der Aufklärung und hätte sich nichts so sehnlich gewünscht als eine innerliche Überwindung der Kirchenspaltung, deren für unser Volk so verderbliche Wirkungen er bei aller selbstverständlichen Befahrung von Luthers Tat und Werk doch immer wieder beklagte<sup>73)</sup>. So blieb ihm trotz aller Sturmzeichen, die seit den 20er Jahren wieder heraufzogen, trotz mancher bitterer Invektiven gegen Droste-Vischering und Seinesgleichen, doch die Frage: „Sollte eine Annäherung der Parteien nicht möglich sein?“<sup>74)</sup> Diese und nicht die utopische Verschmelzung der Konfessionen ist Steins eigentliches Ziel gewesen. Die beiden Religionsparteien, die „Konfessionsverwandten“, betrachtete er nüchtern und realpolitisch als gegebene Faktoren, aber er meinte: „Wir müssen friedlich nebeneinander wohnen, die Verschiedenheiten allmählich

---

<sup>72)</sup> Stein VII. S. 197.

<sup>73)</sup> Stein III. S. 552 u. V. S. 344: „Mir scheint, diese Übertragung religiöser Differenzen unter Christen in das politische Leben hätte uns in Deutschland genug geschadet.“

<sup>74)</sup> Stein VII. S. 545.

ausgleichen, ohne daß eine der beiden Konfessionen sich deshalb aufgibt." Die Überwindung der Gegensätze dachte er sich dabei wohl im Sinne Wessenbergs und seiner nationalkirchlichen Bestrebungen, und es lag nur auf der Linie seines ganzen politischen Denkens und Wollens, wenn dabei die Stellung des Episkopats und der Gemeinden auf Kosten des päpstlichen Zentralismus gestärkt wurde. „Es kommt nicht allein auf dogmatische Lehrsätze etc., sondern auf Kirchenverfassung . . . an, auf Bestimmung der Rechte der Gemeinden, der Zwischen-Behörden, der geistlichen Körperschaften, denn eine päpstliche Autokratie halte ich für schädlich.“

„Hinzukommt, daß die kirchlichen Einrichtungen verschiedener Nationen, die auf einer verschiedenen Bildungsstufe stehen, durchaus physisch und moralisch verschieden sind, der Individualität dieser Nationen müssen angemessen werden, und hierzu gehört ein freies gesetzliches Wirken in den verschiedenen Nationalkirchen, denen zur Erhaltung der Einheit im Wesentlichen der Lehrgrenzen Wächter, Moderatoren, gesetzt werden müssen“<sup>75)</sup>.

Stein knüpfte mit diesen Ideen nicht nur an Wessenberg<sup>76)</sup>, sondern an den aufgeklärten Reformkatholizismus des 18. Jahrhunderts an. Er übersah dabei doch wohl, - wenn er sich auch kaum allzu große Hoffnungen auf ein greifbares Ergebnis seiner Gespräche mit Spiegel machen konnte -, daß gerade das innere Erstarken, welches er seiner Kirche wünschte und welches im Katholizismus bereits in voller Entfaltung war, seinem kirchlichen Föderalismus stracks zuwiderlief. Außerdem war er sich auch kaum darüber klar, daß sein Freund Spiegel, weil auch er geistig noch völlig im 18. Jahrhundert stand, zu den untergehenden und nicht zu den aufgehenden Sternen am Himmel des deutschen Episkopats gehörte. Doch wenn Steins Plänen auch

---

<sup>75)</sup> Ebd.

<sup>76)</sup> Dessen Behandlung durch die römische Kurie im Jahre 1817 Stein zu der Äußerung veranlaßte: „Wir können allerdings den Einfluß italienischer Pfaffen auf deutsche kirchliche Verhältnisse nicht ohne große Einschränkung zulassen“ (V. S. 393).

kein Gelingen beschieden war, so wird man doch nicht verkennen und vergessen dürfen, daß er von seinem Cappenberg aus als erster deutscher Staatsmann um diese Probleme gerungen hat, ohne damit seinem eigenen protestantischen Glauben im mindesten untreu zu werden.

So ging, bis zuletzt erfüllt von den großen Fragen seines Vaterlandes und seiner Kirche und doch auch „im Wenigen getreu“, Steins Leben seinem Ende entgegen. Er sah dem Tode mit Gelassenheit, ja mit einer gewissen Sehnsucht entgegen. „Was ich in Gottes Augen gelte, weiß ich“, sagte er, schon in seinem Schatten, „ich bin ein armer Sünder, nur das Verdienst meines Erlösers wird mir die ewige Seligkeit erwerben.“ So schritt er, nachdem er sich noch von dem protestantischen Pfarrer aus Lünen das Abendmahl hatte reichen lassen, furchtlos doch demütig, wie er gelebt, dem Tode entgegen.

## Exkurs.

### Stein im Gedächtnis Kulemann Friedrich Eylerts.

(nach dessen „Charakterzüge und historische Fragmente aus dem Leben des Königs . . . Friedrich Wilhelm III.“ — 2. Teil, 2. Abtlg., S. 264 ff.).

Vorbemerkung. Auf eine ins einzelne gehende Erläuterung der im Folgenden abgedruckten Teile aus Eylerts Erinnerungen kann hier verzichtet werden. Zu sagen wäre lediglich, daß sie mit dem Jahre 1797 einsetzen, also kurz nach Steins Ernennung zum Oberpräsidenten in Minden. Die Datierung ergibt sich aus Eylerts (geb. 1770) Angabe, er sei zur Zeit seiner ersten Begegnungen mit Stein 27 Jahre alt gewesen.

Die Darstellung seines Besuchs bei Stein in Berlin kurz nach dessen Abtun hat, obgleich nicht im strengsten Sinne zu unserem Thema gehörig, hier Aufnahme gefunden, weil von dem Waffenstillstandsangebot Napoleons an Stein, von dem Eylert damals durch Stein authentische Kenntnis erhalten haben will, sonst nirgends etwas bekannt geworden ist. Eylerts Angaben sind völlig unbeachtet geblieben und vergessen worden, vor allem wohl deshalb, weil auch Stein selbst die Sache nirgends auch nur andeutungsweise erwähnt, auch sind Eylerts Angaben mit Steins sonstigem Verhalten in diesen Tagen und später nicht ganz in Einklang zu bringen (s. auch Ritter, Steins Sturz, Nass. Annalen 1931). So unglaublich demnach die ganze Geschichte klingt, so ist es doch wieder unwahrscheinlich, daß Eylert sie sich zurechtgedacht oder etwa nur Gerüchten nacherzählt haben sollte. Dem stehen seine sehr präzis

Angaben über den Verlauf des Besuchs und die näheren Umstände entgegen: „Stein las die Biographie Washingtons . . . Er gab uns den Brief . . . Er war vom Kaiser selbst geschrieben . . . Stein warf ihn gleichgültig auf den Tisch, an dem er ruhig lehnte“ u. ä. Auch sprechen Eylerts sonstige Aussagen über Stein für ein ziemlich treues Gedächtnis. Unwahrscheinlich ist allerdings wieder, daß Napoleon von Erstattung rückständiger Einkünfte gesprochen haben sollte, die doch noch gar nicht aufgelaufen sein konnten, daß er selbst, also eigenhändig, geschrieben hätte und schließlich, daß Eylert dann die so schwierige Handschrift so ohne weiteres hätte entziffern können.

„Es ist von dem Reichsfreiherrn, Preußischen Staatsminister Carl von (!) Stein so Vieles gesagt, geschrieben und gedruckt, daß es überflüssig scheinen mag, von diesem außerordentlichen, reichbegabten und seltenen Manne noch irgend etwas zu sagen . . . , aber er ist so merkwürdig, daß einzelne, wenn auch kleine Züge zur Belebung seines interessanten Bildes etwas beitragen.

Er war, ein Liebling und Jögling des Ministers von Heinitz, Bergkat in dem bergigen Flecken Wetter in der Grafschaft Mark. Dieselbe lernte er kennen, schätzen und lieben, und er wurde nachher Oberpräsident von Westphalen. Als solcher war er oft zu Hamm, wo damals eine Kriegs- und Domänenkammer war, jetzt, Regierung genannt, zu Arnsberg. Er war gern in dem stillen und angenehmen, größtenteils Ackerbau treibenden Städtchen und hielt sich, besonders im Sommer, mehrere Monate in dem heiter am Sudenwalde gelegnen Hause des Hofrats Kühenthal auf.

Es konnte nicht fehlen, daß ich als Prediger des Orts mit ihm in Berührung kam, um so mehr, da er, gegen die Gewohnheit der Herrn von der Kriegs- und Domänenkammer, mit dem damaligen Kriegsrat von Rappard und dem Kriegsrat Terlinden, würdigen Männern, die Kirche besuchte.

Mehrere Male hatte er die Abschrift der gehaltenen Kanzelvorträge begehrt und vorzüglich mit Zufriedenheit eine Predigt gehört, die, mit Bezugnahme auf die damals losgebrochene französische Revolution über die Bibelstelle: „Wo der Geist des Herrn ist, ist Freiheit“ gehalten war. Dies gab Veranlassung, daß er mich rufen ließ; und was er sagte, waren hell leuchtende, die Wolken zerreißende Blitze.

Von dem reichen Geiste des Mannes, seiner Lebendigkeit und Wärme fühlte ich mich (damals 27 Jahre alt) mächtig angezogen, und um ihn öfter zu sprechen, ging ich abends in die Ostenallee, wo er gewöhnlich in der Dämmerung zu spazieren pflegte, und wo er dann mich anredete, so daß ich mit ihm gehen durfte. Mir war das immer ein Fest, denn jedesmal wurde ich von dem seltenen Manne angeregt, belebt und begeistert. Nie bin ich bei ihm gewesen, nie von ihm gegangen, ohne mich von ihm gehoben, belebt und besser gefunden zu haben. Bald darauf wurde ich sein Amanuensis, der vorzüglich nach der Jenaer Literaturzeitung, nach der Allgemeinen Deutschen Bibliothek und nach den Rintelnschen Annalen dem vielbeschäftigten Manne kurze Vorträge über die neu erschienenen Bücher halten mußte. Gewöhnlich

wählte er dazu die Tischzeit und ließ er 2 Portionen . . . von dem Stadtkeller holen. Bei dem frugalen Male war der gesunde Mann gesprächig, heiter, humoristisch, vorzüglich sarkastisch. Bei gutem Wetter wurde der Kaffee gewöhnlich im Garten in einer Laube getrunken, und eine Verwandte des Hauses, die ihn gut bereitete . . . , eine gesprächige alte, unverheiratete Dame, huschte nach. Aber ihren Erzählungen der Stadtneuigkeiten schlief Herr v. Stein gewöhnlich sanft ein. Raam war das erfolgt, so schwieg Mamsell Zahn . . . Oft wurde der Schlummernde wach; er sah mit seinen hellen feurigen Augen umher und schlief wieder ein, bis der alte bestellte Kammerdiener kam.

Herr von (!) Stein war ein reicher Mann, er gab viel den Armen, brauchte aber sehr wenig für sich; lebte einfach, hielt nur ein Reitpferd und einen Bedienten. Gesund, voll Lebensfülle und Kraft, in den besten Jahren, war er doch, wenngleich getrieben vom Idealen und von warmer Einbildungskraft, ein Stoiker in der Arbeit. Ihr hingegeben, war der sonst lebendige Mann in sich gefehrt, versunken und fixiert und konnte 10—12 Stunden ununterbrochen bei einer interessanten Sache bleiben, bis er ihrer sich ganz bemeistert hatte . . .

Er duldet für seine Person keine Subordination und mußte überall auf der Spitze sein. Keiner Autorität als solcher huldigte er, aber wohl dem Übergewicht der Einsicht und Vernunft, selbst wenn er sie bei Untergebenen fand. Deshalb war er in dem harmonischen Spiele seiner Seelenkräfte ein tiefer Menschenkenner und unterschied mit messendem scharfen Auge beim ersten Anblick. Gespreiztheit, Diktuererei, die innere Leerheit zu verbergen, durchschaute er bald, und nichts war ihm mehr zuwider als Windbeutelei.

Die Klugheit, welche aus Schonung und Rücksicht die wahre Meinung zurückhält, kannte er nicht; die seinige sagte er gerade heraus, auch wenn sie unangenehm, selbst wenn sie grob erschien. Er sprach sehr rasch und geschwind, wenn er heftig wurde, was er leicht werden konnte, rapide und stürzend. Die Kunst zu Schweigen, verstand er nicht und wollte sie, als unvereinbar mit einem geraden, redlichen Manne, nicht verstehen. Seiner Überzeugung blieb er unter allen Umständen selbst bei Hochgestellten, wenn er es mit Ministern und Fürsten, mit Kaisern und Königen zu tun hatte, selbst eigensinnig unverrückt treu. Deshalb hatte er das Schicksal aller großen Männer, er wurde häufig verkannt und ebenso oft gerühmt und gepriesen als getadelt und herabgesetzt. Die mittelmäßigen, gewöhnlichen Köpfe schüttelten und zuckten die Achseln über ihn, die talentvollen und energischen sprachen von ihm mit Begeisterung, und ihre Verehrung, besonders der Jungen, ging so weit, daß sie selbst im Auseren ihm ähnlich zu werden trachteten und gleich ihm die eine Schulter hochtrugen . . .

Wenn v. Stein in . . . Hamm angekommen war, verbreitete sich's schnell wie ein elektrischer Schlag, und es hieß überall: „Er ist da!“, wiewohl er still und unscheinbar in einer gewöhnlichen Reiseschaise . . . eingefahren war.

Alles, besonders die Herren von der Kammer, waren in Bewegung, man sah sie hinströmen nach der sonst stillen Straße im sogenannten alten Hamm, wo er wohnte. Die Sitzungen der Kollegien waren dann zwar kürzer als gewöhnlich, aber alles, auf die Sache selbst gerichtet, mußte schneller gehen. Annähe Weitläufigkeiten und einleitende Wortmacherei waren ihm und seiner Energie zuwider. Anregen, wecken, neue Zustände mit ihren Verbesserungen ein- und herbeiführen und dabei zündende Funken sprühen, Hindernisse niedertreten, treiben und jagen war die Seele seiner Tätigkeit. Dabei ging er schnell von einem zum anderen über und hielt es nicht lange bei einem Gegenstande aus. Es war ihm genug, seine Ansicht in überstürzten Aphorismen gesagt zu haben, und er setzte dann nur hinzu: „Das muß geschehen und ausgeführt werden.“ Widerspruch sah er zwar gern, aber nur dann, wenn er erheblich und gründlich war. Gewöhnlich war dies bei seinem hellen Geiste, der alle Seiten übersah, nicht der Fall, und dann wurde er sarkastisch und machte den Opponenten lächerlich. Oft wurde er darin ungerecht und forderte zuviel. Selbst schnell und rasch, ging ihm alles viel zu langsam, und eine schwere Sache sollte auf der Stelle fertig sein. Einst hatte ich, vielfach in Kirchen- und Schulsachen von ihm gebraucht, von ihm . . . den . . . Befehl erhalten, über einen pädagogischen Aufsatz in der Theologischen Quartalschrift von Natorp, den er sehr schätzte, gutachtlich zu berichten. Manches war mir dabei noch dunkel, und ich ging zu ihm, um seinen Willen näher zu erbitten; dies war aber an demselben Tage, wo ich den Auftrag erhalten hatte. Gleichwohl empfing er mich mit der Frage: „Sind Sie fertig?“ Als ich antwortete: „Ich brauche einen halben Tag, um mit prüfender Aufmerksamkeit den . . . Aufsatz zu lesen“, erwiderte er: „I, wer wollte so langsam sein! Das ganze Buch lese ich in einer Stunde durch!“ . . .

Dieser strenge, heftige und impetueuse Mann war tief im Grunde seines Herzens ein weicher, liebevoller Mensch, gut wie ein Kind und wehmütig wie ein Christ, der mit Schmerz seine Schwächen und Unvollkommenheiten fühlt. Sein hoher, reicher Geist, der im Gefühl seiner Kraft jedem, auch dem höchsten menschlichen Ansehen mutig entgegentrat . . . , beugte sich demütig vor der göttlichen Autorität des Christentums. Er sah und ehrte in ihm, in seiner Verbreitung und moralischen Einwirkung eine göttliche Offenbarung und las und studierte besonders die englischen Hauptschriften gegen dieselbe, um sich in seinem Glauben zu stärken und zu befestigen. Derselbe ruhte auf einem sichern, festen Grunde. Er prüfte, forschte und dachte nicht bloß mit seinem hellen, wohl unterrichteten Geiste, sondern er fragte zugleich sein Gewissen, und darum war er in allen Stücken ein gewissenhafter Mann, der, so wie er stand und ging, eine höhere, göttliche Signatur trug.

In seinem ganzen Wesen atmete ein wahrhaft vornehmes Benehmen, welches ihn ebenso sehr vor Abgemessenheit und Pedanterie als vor Gemeinheit und Trivialität bewahrte. Wenn sein klarer Verstand, der bei allem erkennbare Gründe verlangte, ihm es unmöglich machte, mythische Gefühle in

sich aufzunehmen und Schriften, welche dieselben nährten, z. B. die damals von vielen gelesene über das Geisterreich und die Offenbarung Johannis von Jung Stilling, zu goutieren, so bewahrte auf der anderen Seite sein tiefes Gemüt mit seinen übersinnlichen Ahnungen ihn vor dem kalten, nüchternen und trockenen Rationalismus. Es war ihm klar, daß derselbe bei dem Prinzip, nichts anzunehmen und für wahr zu halten, als was er begreifen und erklären könne, konsequenterweise zum Atheismus führe. Deshalb war er mit der Tendenz des Zeitalters, die des Herzens Rechte zurücksetzte und Intelligenz als das Höchste und Beste wollte, gar nicht zufrieden. Er legte mit Recht der Harmonie des ganzen menschlichen Wesens den größten Wert bei und glaubte, diese Zusammenstimmung aller Kräfte würde auch den äußeren Frieden herbeiführen. . . Er sprach um so lieber von dieser Harmonie, je weniger er sie hatte. Wenn er mit Begeisterung davon gesprochen, endigte er mit einem Seufzer aus tiefer Brust. . . Er hatte bei dieser Richtung und Stimmung den lebendigen Geist des evangelischen Christentums in sich aufgenommen und verehrte dasselbe in seiner Kürze und Reinheit, in seiner Erhabenheit und Einfalt über alles hoch. Dagegen war ihm der Dogmatismus der alten, abgestandenen und faulen Orthodoxie zuwider, und er spottete über ihn. Die Mysterien der christlichen Religion sowohl in ihren Glaubenslehren wie in ihrer Geschichte waren ihm heilig, und er behandelte sie mit Scheu und Ehrfurcht. Besonders war das Mysterium des heiligen Abendmahls ihm wichtig, er versenkte sich in seine Tiefe, so oft er — alle Jahre mehrere Male bis an sein Ende — im Gefühle des Todes und der Unsterblichkeit es feierte.

Kurz, er war ein Mann, der Himmel und Erde, Sinnenwelt und die übersinnliche als unzertrennlich miteinander verband und in dieser Verbindung das hatte, was man Hohes und Göttliches nennt. Man stand mit ihm fest und ruhig auf der Erde, sah ihre wechselnden Erscheinungen klar und zusammenhängend, und doch fühlte man sich in seiner Höhe und unter seinem Einfluß gehoben.

Hiermit sympathisierend, erfreute ich mich seines Wohlwollens und Vertrauens, doch verlor ich dasselbe, als ich den durch ihn bewirkten Ruf als Prediger und Consistorialrat nach dem benachbarten Münster ausschlug. Die dankbare Liebe zu meinen Eltern. . ., die herzlichen Bitten meiner Freunde und Verwandten, die Anhänglichkeit. . . einer gut gesinnten christlichen Gemeinde hatten. . . den Entschluß, in Hamm zu bleiben, in mir zur Reife gebracht. Als ich denselben dem Oberpräsidenten v. Stein ankündigte, fuhr er mich barsch an und sagte: „Ich habe es gut mit Ihnen gemeint und etwas aus Ihnen machen wollen, aber Sie sind ein verzärteltes Mutterhöhnchen und hören auf die Stimmen der teuren Nichten und Vettern, aus Ihnen wird nichts werden, Sie können gehen!“ Er wurde grob und heftig — aber sarkastisch und bitter, als ich Consistorialrat zu Hamm werden sollte und ich mit meinem damaligen älteren Kollegen an derselben Kirche, mit dem ich in nie gestörter Eintracht lebte, bat, daß er uns beide anstellen und Geschäfte

und Befoldung teilen möchte. Er antwortete bald und kurz: „Ew. Hohehrwürden haben mir Ihre geheimen Wünsche geoffenbart, und würde, wenn Sie beide angestellt werden sollten, ein zweiter Teil des Handbuchs über den preussischen Hof und Staat notwendig sein.“ Ich wurde... nicht angestellt. Beide Kollegen blieben, was sie waren und wenn sie... dem Herrn vom Stein begegneten, sah er sie, besonders mich, finster und sarkastisch an. Bald darauf ging er... als Staats- und Finanzminister nach Berlin.

Auch als Minister war und blieb er frei und unabhängig und fürchtete keinen. Es war lehrreich und interessant, ihn, den kleinen, gedrungenen Mann auf stämmigen Füßen, mit dem ersten bedeutungsvollen Gesicht und dem scharfen, leuchtenden Blick als eine Erscheinung, die einer alten vergangenen Zeit angehörte, in der neuen mit ihrer bunten Färbung zu sehen und zu beobachten. Man sah, fühlte und hörte es ihm an, daß er ein origineller, vom Gewöhnlichen ganz abweichender Mann war, der in eigenen Ideen und Grundsätzen lebte. Die Sache war es, welche er im Auge hatte und meinte, alles andere, und zwar bloße Dekoration, beachtete er nicht. Ja, er verachtete sie laut in ihrer Erbärmlichkeit und Leerheit.

Ich weiß nicht, ob er an meiner Beförderung nach Potsdam empfehlenden Anteil hatte, aber er wünschte sie. Denn als ich meine Gastpredigt zu Berlin im Dom gehalten, erzählte er den Mittag an seinem Tisch, daß er zu dem... reformierten geistlichen Minister v. Thulemeyer in der Kirche gesagt hätte: „Ich wüßte wohl, was ich in Ew. Excellenz Stelle thun würde. Ich würde zu dem verlegen und verlassen in der Sacristei dastehenden armen Schlußer gehen und ihm ein Wort des Beifalls und der Zufriedenheit sagen“, und wie er nun hörte, daß dies wirklich der Minister... getan, lachte er sarkastisch und konnte gar nicht aufhören...

Die Zeit war damals (1806) eine tiefbewegte, und er war mit den Vorkehrungen, wie dem ganzen Gang der Dinge sehr unzufrieden... Den Kaiser Napoleon haßte er und wurde heftig, wenn man ihn mit Steins Ideale, Friedrich dem Großen, verglich. Er... sagte es laut, daß nur die Zwietracht und Kleinheit seiner Gegner ihn so groß mache. Er räumte ein, daß er an List... und Schlaueit alle anderen überträfe, aber nie... gab er den Mut und die Hoffnung auf, der gemeinschaftliche Feind könne... besiegt werden. Er sprach darüber mit Begeisterung wie ein Prophet..., so daß man mit ihm bessere Zeiten hoffte, wenn man freilich nicht begriff, woher sie kommen sollten. Er wurde heftig, wenn man ihm widersprach, und konnte sich nicht mäßigen, wenn von Johannes Müller die Rede war.

Napoleon wußte das, er kannte die eminenten, umfassenden Talente Steins und fürchtete ihn. Nachdem er ihn... unschädlich gemacht und bewirkt hatte, daß der einsichtsvolle Minister... entlassen und exiliert worden, war Stein auf kurze Zeit, gleichsam auf der Flucht, zu Berlin und wohnte in dem Seehandlungsgebäude. Der Consistorialrat Direktor Sneathlage, den er von Hamm her kannte und schätzte, und ich, wir gingen zu ihm. Der große,

auch im Anglick unverzagte Mann saß ruhig da und las heiter die Biographie Washingtons. Er sagte, daß er bald abreisen und nach Prag gehen würde. Natürlich war von den damaligen Ereignissen die Rede. Er sprang auf und holte ein Papier aus dem Pulte. „Lesen Sie mal!“ sagte er und gab uns einen Brief. Er war an ihn von dem Kaiser Napoleon selbst in französischer Sprache geschrieben. Der Inhalt war folgender: „Es kann einem großen Manne nicht zur Anehre gereichen, einem großen Manne zu sagen, daß er sich in ihm geirrt hat. In diesem Falle befinde ich mich gegen Sie. Die Confiskation Ihrer Güter in Nassau will ich aufheben und solche mit den rückständigen wie mit den laufenden Einkünften an Sie zurückgeben, wenn Sie sich daselbst ruhig verhalten und an politischen Dingen keinen, weder unmittelbaren, noch mittelbaren Teil nehmen wollen“ u.s.f. Stein warf diesen Brief gleichgültig auf den Tisch, an den er sich ruhig lehnte und hat ihn nicht beantwortet. Er ging nach Prag. Von da wurde er gerufen zu dem Kaiser von Rußland, und in Petersburg und Wien schürte er das große Feuer an, das Deutschland und Europa den Frieden... gebracht hat. Welchen Anteil der große Mann an diesen welthistorischen Begebenheiten gehabt hat, was seine Begeisterung und deren Impuls gewirkt, ist zum Teil schon jetzt bekannt worden, wird es aber mehr noch werden, wenn alle... Archive... sich öffnen. Aber daß er an der Spitze der Administration, die wie eine Feuer säule sich durch Deutschland nach Paris bewegte, stoßend, treibend, elektrisierend in seinem Element war, weiß die Welt...

Viele Jahre nachher, als das große Werk längst zustande gekommen war, fand ich zu meiner Freude in Berlin in dem Hotel der Stadt Rom den außerordentlichen Mann wieder und Schleiermacher bei ihm. Es war um Tischzeit, und wir mußten... bei ihm bleiben. Ein köstlicher, unvergeßlicher Mittag! Stein und Schleiermacher waren verwandte Naturen, beide ließen sich gehen, und in der lebhaften geistreichen Unterredung folgten treffend Schlag und Blitz, die Stunden wurden zu Augenblicken. Von der Grafschaft Mark und namentlich von ihrer Presbyterial- und Synodalverfassung und dem daher entspringenden kirchlichen freien Geiste sprach Stein mit Liebe und Achtung und sprühte, indem er damit die lahme, schleppende, kalte, tote und tötende, gebietende monarchische Consistorial- und Regierungsverfassung verglich, solche Satyren, daß Schleiermacher, dem das Wasser auf seine Mühle war, nicht aus dem Lachen... kam. Lustige Anekdoten würzten das Symposion. Unter anderem fragte ich Stein, wo es ihm am besten gefallen und wo er sich am wohlsten gefühlt habe. Und der große Welt- und Staatsmann nannte nicht Berlin, nicht Petersburg, nicht Wien..., sondern das stille, kleine Wetter an der Ruhr: „Da habe ich“, setzte er hinzu, „in einer schönen Gegend die Seligkeit der Einsamkeit genossen. Ein Stachel der Sehnsucht dahin ist mir geblieben, ich hänge daran mit Liebe.“...

Dem tiefen Zug seines Herzens konnte er erst ganz folgen, als wie er... seinen Abschied genommen hatte. Alle Anruhen und Arbeiten, alle Ab-

haltungen... sah er jetzt von sich genommen, und er war nun äußerlich frei, wie er es innerlich immer gewesen. Es war eine Wonne, ihn davon reden zu hören. Keineswegs war er... lebensmüde, abgespannt und grämlich. Wenngleich das Alter... mit seinen Schwächen... körperlich bei ihm eingetreten war, so war doch sein Geist jung, lebendig und frisch geblieben...

Aber es lebte und trieb in seinem Inneren etwas Höheres und Besseres, und im Ewigen athmend, war ihm der Kreislauf des Irdischen, in dem er zwar andere Modificationen sah, aber nichts Neues mehr fand, ein gähnendes Einerlei. Wie alle großen Männer nach einem tatenreichen Leben zog er sich in die Einsamkeit und deren Genüsse zurück, er wählte nicht die Zerstreuungen und Bequemlichkeiten einer großen, volkreichen Stadt, sondern... das einfache Landleben mit seinen stillen Reizen.

Man sollte glauben, er wäre nun auf sein väterliches Stammgut zurückgekehrt, aber wiewohl er... von Zeit zu Zeit sehr gerne dort war, so zog er doch den preussischen Staat, dem er, begeistert von Friedrich d. Gr., seine ersten Jugendkräfte... gewidmet hatte, allen andern Ländern vor. Vorzüglich lieb war ihm Westfalen..., und in diesem sympathisierte er am meisten mit der Grafschaft Mark...

Je älter und reicher an Erfahrung er geworden, desto mehr wurde ihm das Niveau der großen Welt, ihre innere Armut, ihr Scheinen, ihre Künstlichkeit, ihr abgemessenes glattes Wesen... zuwider. Seine Originalität hatte er im vieljährigen Konflikt mit den höheren und höchsten Ständen in sich voll Energie bewahrt, und es lag Einheit und Wahrheit in seiner Tiefe. Seine Individualität fand sich angesprochen von einer Volkstümlichkeit, die... originell geblieben und in allen Klassen voll von Originalen ist. Dieser Gegend hatte er seine reise männliche Tätigkeit gewidmet... Ihn kannte ein jeder persönlich, jedem hatte er mittelbar oder unmittelbar gedient, ihm kam jeder ehrerbietig und treuherzig in gutem Vertrauen entgegen, der gemeine Mann nannte ihn am liebsten „unseren alten Oberpräsidenten“...

In dieser Stimmung... des Herzens kaufte v. Stein das prächtige Rappenberg vom Staate an und verwandelte das ehemalige Kloster in ein Schloß... Von Zeit zu Zeit erschien er in Berlin, leitete die Angelegenheiten der Stände in Münster und wohnte den Verhandlungen der Synode bei. Die Angelegenheiten von Europa behielt er im Auge und stand fortwährend mit den einflussreichsten Männern im Briefwechsel... Er beschäftigte sich am liebsten mit Geschichte und studierte sie in den Quellen. Seine religiöse Überzeugung wurde stets heller und neigte sich immer mehr zum Positiven. Das Evangelium Jesu Christi wurde ihm das Buch aller Bücher, und der Geist desselben machte ihn mit der Zunahme der Jahre gewisser und freudiger, fester und milder... Er behielt... die Lebendigkeit des Geistes und Wärme des Herzens bis zu seinen letzten Augenblicken. Diese waren sanft und selig,

und Rappenberg ist merkwürdig dadurch geworden, daß auf ihm in stiller Schlafkammer starb einer der vorzüglichsten Männer seiner Zeit...

Er war... ein Mann des Vorwärts, und wiewohl er einen Wert darauf legte, Reichsfreiherr zu sein, so war er doch kein Aristokrat, und sein heller Geist, sein klares Gemüt war genesen von allen Vorurteilen... Eine Sache und die gelegene Zeit ruhig abwarten und bis dahin Einhalten und Zögern lag nicht in der Denkungsart Steins, bei ihm und in seiner Behandlung mußte alles biegen oder brechen... Stein war ganz deutsch, und die Ehre, Selbständigkeit und Freiheit Deutschlands war ihm Sache des Herzens und Aufgabe des Lebens. Keiner hat mehr dafür gedacht, getan, gelitten als er, er ist und bleibt einer der merkwürdigsten Männer dieser großen Zeit."